

Camping im tiefen Schnee
Luftaufklärer über Ost und West
Raketen und Fernbomber einsatzbereit

Ihr erster Freund

Und welcher Hund zu Ihnen paßt, sehen Sie
auf Seite 6/7



Luftaufklärer über Ost und West

**Es gibt
keine
Geheimnisse
mehr**

**Das Auge der
Luftkamera entdeckt
militärische Anlagen
und blickt
ins Privatleben**



In 12 000 m Höhe wird aus diesem Fotoaufklärer Boeing RB-47 E der US-Luftwaffe fotografiert. Mit den 16 Spezialkameras (im Vordergrund sieben Reihenkameras) kann in drei Stunden eine Fläche von rund 2 590 000 Quadratmeter Größe aufgenommen werden. Die Maschine führt zahlreiche Leuchtpatronen und zehn Blitzlichtbomben für Nachtaufnahmen mit. Die Besatzung besteht aus zwei Piloten und einem Fotografiennavigator.



Auf der Genfer Konferenz überraschte Präsident Eisenhower die Weltöffentlichkeit mit zwei Angeboten. Für den Frieden bot er die Ausschaltung der Kriegsfurcht durch gegenseitige Luftüberwachung an. Zur Förderung der Wissenschaft schlug er vor, das Planetensystem durch Erdsatelliten von Menschenhand zu erweitern.

Wir wollen unsere Reportage dem Thema „Luftüberwachung“ widmen. Selbst erfahrene Politiker wußten damals mit diesem Vorschlag des amerikanischen Präsidenten nichts anzufangen, da sie die Vorbereitung zu einem Atomkrieg für unkontrollierbar hielten.

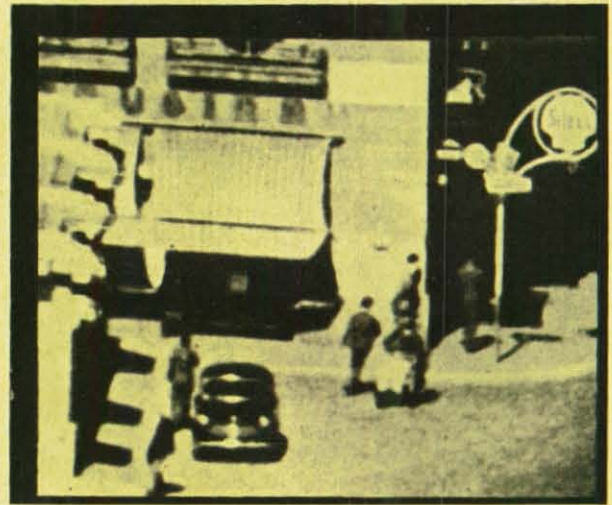
Seit sich die Menschen bekämpfen, d. h. praktisch seit es Menschen gibt, ist die Überraschung ein ausschlaggebendes Element jeder Art von Kriegführung, ob der Streit nun mit Steinäxten und mit Pfeil und Bogen oder mit Atom-Granaten ausgetragen wird. Dieser Überraschungseffekt könnte durch die Luftaufklärung weitgehend zunichte gemacht werden. Man darf freilich die Tatsache nicht übergehen, daß inzwischen gewaltige Zerstörungsmittel von sehr geringem Volumen und kleinem Gewicht hergestellt worden sind. Innerhalb weniger Tage könnte sich ein gewissenloser Besitzer der Atom-Kraft zum Herrn der Welt machen.

Haben bei dieser Lage der Dinge nicht jene Politiker recht, die den Eisenhower-Plan als unwirksam ablehnen? Hat Luftaufklärung überhaupt noch einen Sinn? Könnte durch sie ein drohender Atomkrieg verhindert werden?

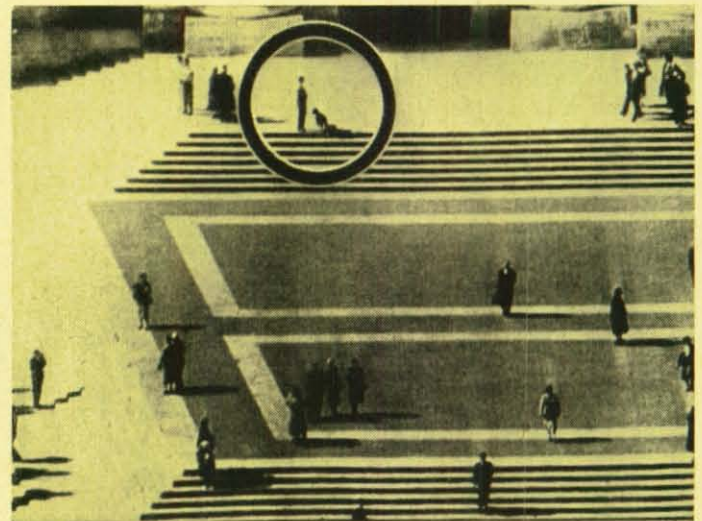
Wenn es freilich nur darum ginge, ein Atom-Bombardement gegen einen Feind zu führen, so wären die Vorbereitungen zu einem solchen Angriff kaum aus der Luft zu kontrollieren. Anders ist jedoch die Situation, wenn der Bombardierung eine Besetzung des angegriffenen Landes folgen sollte, und der Einsatz der A-Bomben nur als erste Kampfhandlung vor dem Einsatz der Landtruppen gedacht ist. In diesem Falle könnte Eisenhowers Angebot wirksam sein, weil solche Vorbereitungen nicht verborgen bleiben könnten. Die konventionelle Kriegführung

Fortsetzung Seite 4

Eine normale Luftaufnahme der berühmten Piazza del Popolo in Rom zeigt das Bild im Kreis. Darüber eine stärkere Vergrößerung des Fotos. Das rechte Bild zeigt die Einzelheiten der Straßenecke, die durch den Pfeil angedeutet ist, sehr genau. Deutlich ist der Hinweis einer Shell-Tankstelle zu erkennen, und der Betrachter, der sich in Automarken auskennt, wird den Wagen im Vordergrund bald als einen Fiat 1100 identifiziert haben.

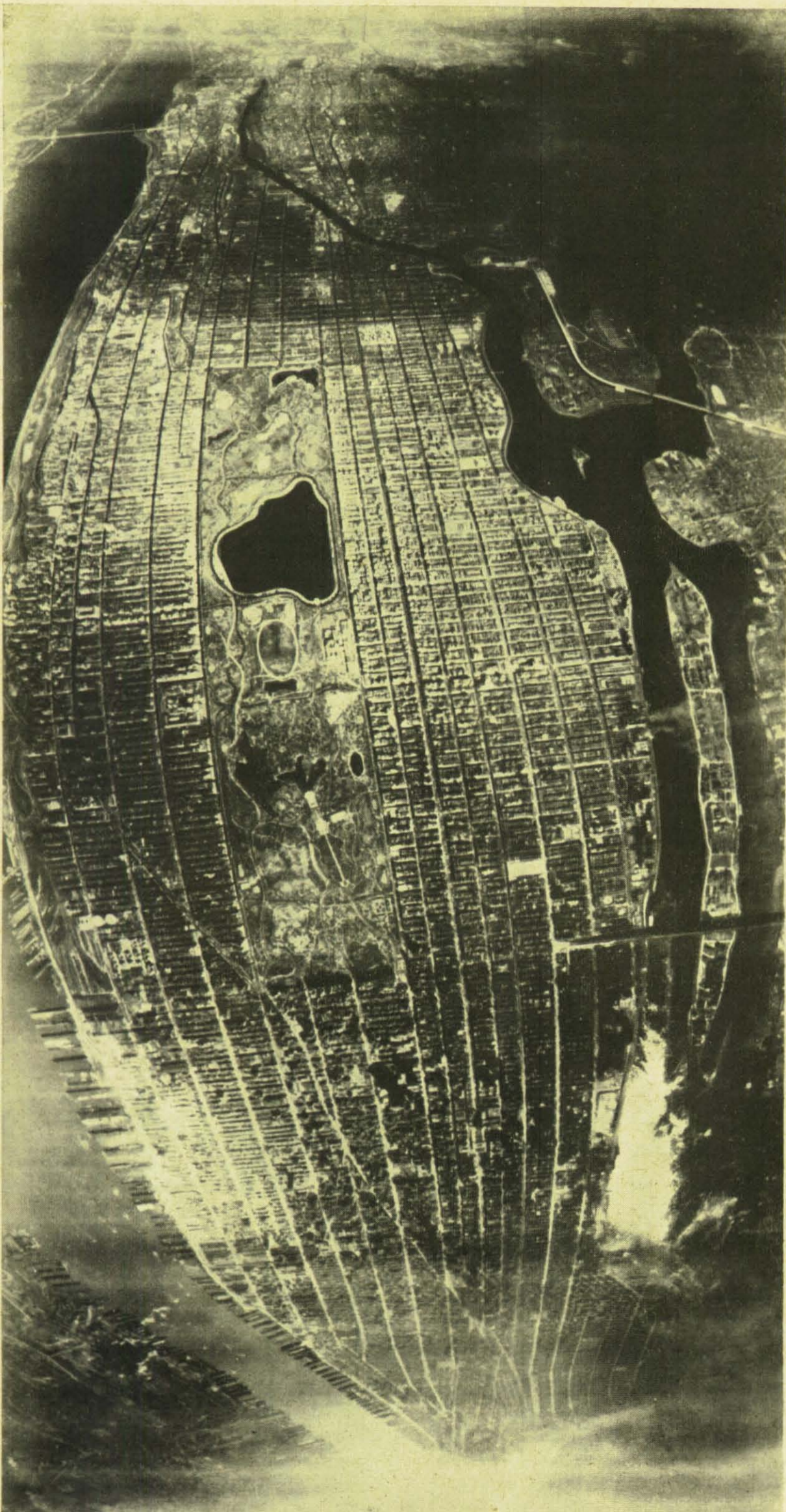


Der Vatikan in Rom, von einem italienischen Flugzeug aus gesehen, das mit einer Geschwindigkeit von 880 Stundenkilometern flog. Die Wirksamkeit des Vorschlags Präsident Eisenhowers zur gegenseitigen Luftüberwachung sollte getestet werden. Wie General Duilio Fanalli, Operationschef der italienischen Luftwaffe, erklärte, kann ganz Italien von nur vier Flugzeugen in einer einzigen Stunde fotografiert werden.



Ein verblüffendes Ergebnis zeigt die Vergrößerung des Ausschnittes auf der Treppe vor dem Petersdom. Dort steht ein Mann mit seinem Hund, und es ist sogar zu erkennen, daß es sich bei dem Tier um einen französischen Pudeln handelt. Und das aus einer Höhe von 150 m! Die Probeaufnahmen werden immer von vielen Fotofachleuten getrennt ausgewertet und aufeinander abgestimmt.

LUFTINSPEKTION FÜR DEN FRIEDEN



Ein imposantes Bild der Manhattan-Insel in New York und ihrer Umgebung von Horizont zu Horizont. Ungeahnte Möglichkeiten ergeben sich aus solchen Luftaufnahmen, die mit Spezialpanoramakameras gemacht werden, für die Aufklärung und Überwachung eines Landes aus der Luft. Schon auf diesem Bild, das keinen besonders vergrößerten Ausschnitt zeigt, sind viele Einzelheiten genau auszumachen. So liegt die große Grünfläche des Zentralparks mit ihren zahlreichen Weihern in der Mitte. Links unten ist der Stadtteil New Jersey, und oben links an der Spitze wird die George-Washington-Brücke sichtbar. Um eine Perspektive der Häuser in der Tiefe zu bekommen, muß man das Bild auf den Kopf stellen.



Auf einem Balkon

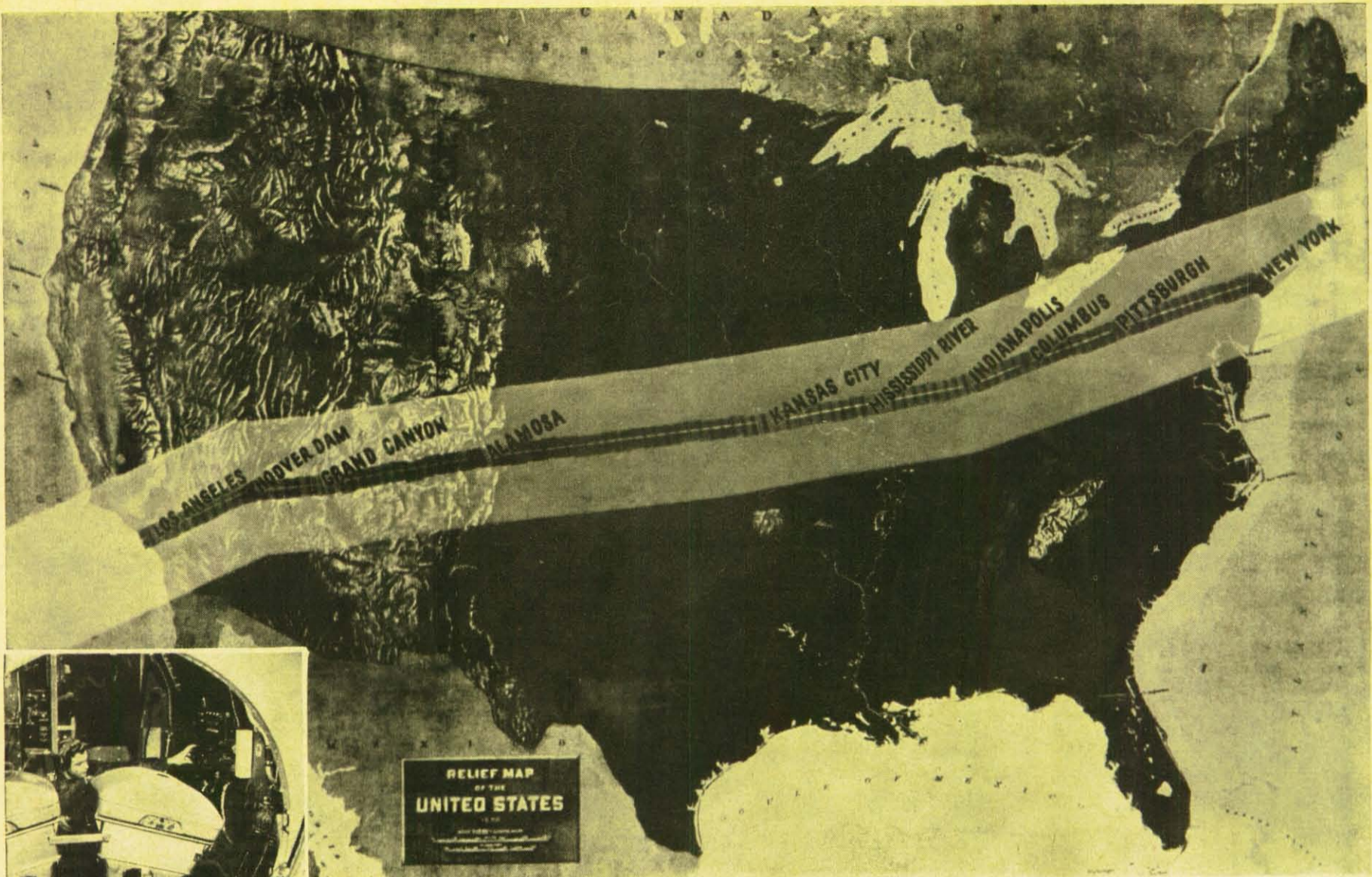
der Ewigen Stadt



Einen Stadtteil von Rom zeigt das obere Bild. Es ist eine Luftaufnahme wie viele andere auch. Gar nichts Besonderes ist auf den ersten Blick festzustellen. Greifen wir aber einen beliebigen Häuserblock heraus und vergrößern diesen Bildausschnitt, so werden schon Einzelheiten sichtbar. Es handelt sich unzweifelhaft um die Hinterfront der Häuser. Sie haben Balkone, auf denen Blumenkästen stehen. Vor einigen Fenstern hängt Wäsche zum Trocknen. Auch zwei Personen werden auf einem Balkon erkennbar. Nehmen wir diesen einen Balkon noch genauer unter die Lupe! Die stärkere Vergrößerung offenbart, daß es sich bei den Personen um zwei Priester handelt. Sie stützen sich auf das Geländer und beobachten irgend etwas in den Höfen.



Spezialinstrumente helfen dem Auswerter des Filmmaterials bei seiner schwierigen und verantwortungsvollen Aufgabe. Aber nicht nur die Vergrößerung der Aufnahmen sind für ihn maßgebend. Er muß über eine genaue Sachkenntnis des fotografierten Stadtteils oder Gebäudes verfügen. Erst dann kann er einen einwandfreien Bericht geben, der von verschiedenen Stellen wiederum ausgewertet wird und als Grundlage für weitere Forschungen und Studien dient.



Der „Aufnahmeraum“ in einer RB-47-Maschine. Zwei „Split-Vertical-Cameras“ sind schußbereit. Beim Höhenflug wird der Lukendeckel im Hintergrund geschlossen.

Bei einem einzigen Non-Stop-Flug, der von der Westküste Nordamerikas zur Ostküste von Los Angeles nach New York führte, wurde dieser riesige Landstreifen, der auf der Landkarte eingezeichnet ist, fotografiert. Das aufgenommene Gebiet ist etwa 4300 km lang und über 780 km breit. Die Aufnahmezeit für diesen Streifen betrug weniger als vier Stunden.

Fortsetzung von Seite 2

wäre durch diese Luftüberwachung erschwert, und dem Gegner würde das Überraschungsmoment genommen, so daß er sich wahrscheinlich zu keinem Angriff entschließen würde. Der Friede wäre gerettet!

Wie steht es mit der praktischen Durchführung des Vorschlags von Präsident Eisenhower?

Der Plan sieht folgendes vor: Nach einem ersten Austausch von „Rüstungsinventaren“ unter besonderer Berücksichtigung der beiderseitigen Atom-Industrien, sollen sowjetische Aufklärer die militärischen Zentren der Vereinigten Staaten regelmäßig überfliegen. Das gleiche Recht würden dann amerikanische Flugzeuge im sowjetischen Luftraum haben. Das bei solchen Beobachtungsflügen gewonnene Filmmaterial könnte dann von den Generalstäben ausgewertet werden und zur Orientierung über den Rüstungsstand des Vertragspartners dienen.

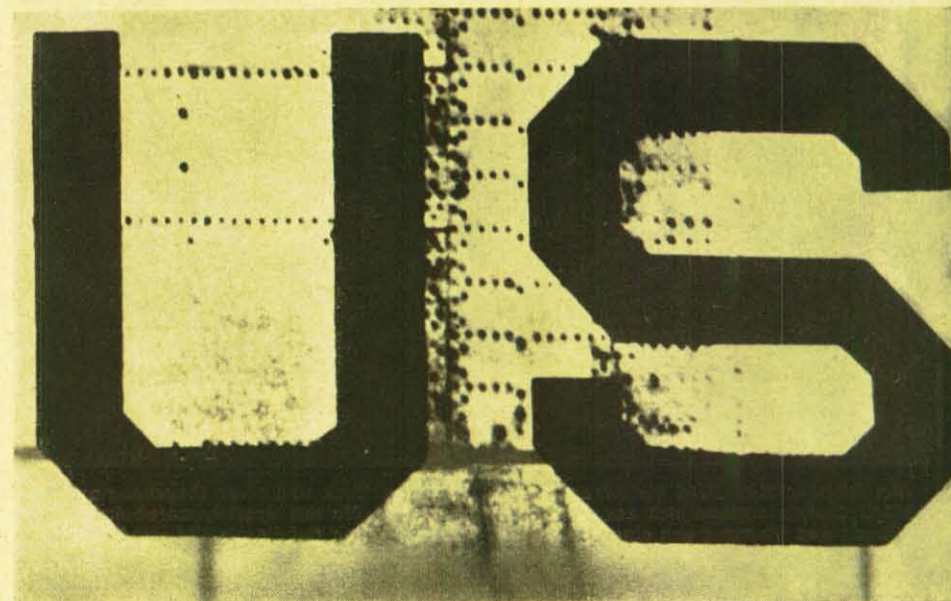
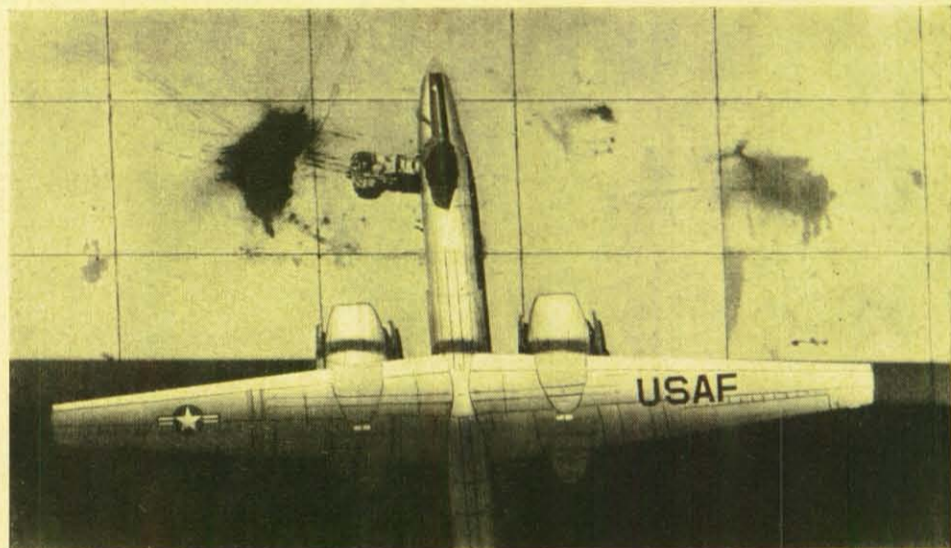
Außerdem haben in den letzten Jahren Aufnahmetechnik und Auswertungsmethoden derartige Fortschritte gemacht, daß es Experten auf diesem Gebiet nicht schwerfallen würde, jede Veränderung militärischer Art festzustellen. Aus großer Höhe und mit entsprechend größeren Brennweiten aufgenommen, lassen sich Vorgänge auf dem Boden unschwer kontrollieren.

Der Plan zur Luftüberwachung ist nicht einmal ganz neu. Schon im Jahre 1947 wurde vor der UNO angeregt, Rüstungskontrollen mit Hilfe von Luftfotografie durchzuführen. Der damalige Vorschlag führte zu keinem Ergebnis, weil die Sowjetunion ihr Einverständnis verweigerte. Auch der Vorschlag Präsident Eisenhower wurde nicht gebilligt.

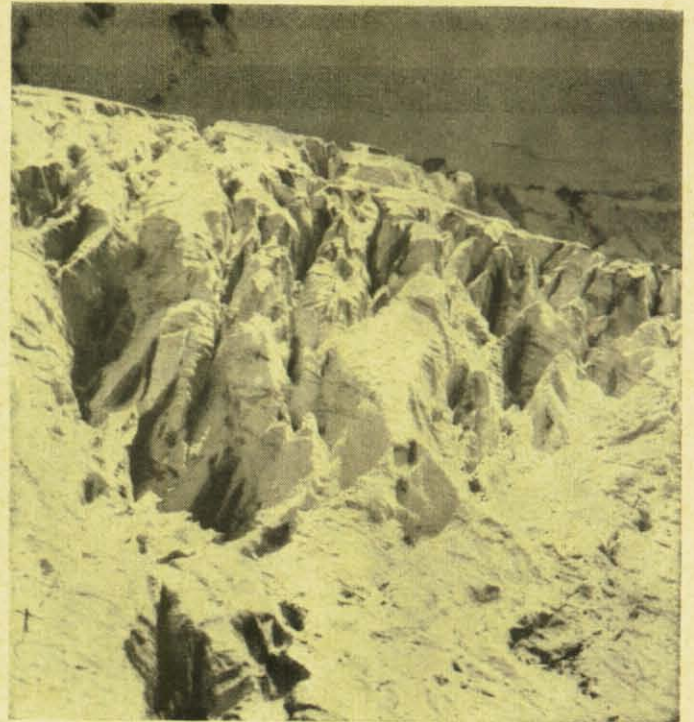
Inzwischen sind die Sowjets jedoch zu einem Kompromiß bereit, der aber für die westliche Welt unannehmbar scheint. Sie wollen einer Luftüberwachung in einer Zone von 800 km beiderseitig des Eisernen Vorhangs zustimmen. Offenbar sind die Führer im Kreml von der Wirksamkeit der Luftfotografie überzeugt, denn für die Sowjetunion würde diese Maßnahme bedeuten, daß u. a. die westlichen Hauptstädte London und Paris in die Luftaufklärung eingeschlossen wären. Im Osten jedoch würde die 800-km-Zone irgendwo in der Weite des russischen Raumes enden, ohne wichtige Städte oder militärische Zentren einzuschließen und somit dem westlichen Blick aus der Luft freizugeben.

Die Bilder dieser Seiten sprechen eine eindringliche Sprache. Sie zeigen, daß dem Auge der modernen Kamera nichts mehr verborgen bleibt, was sich sichtbar über der Erde befindet. Sie beweisen, daß eine gegenseitige Luftaufklärung der Großmächte durchaus geheime Kriegsvorbereitungen verhindern und den Frieden festigen könnte.

Bei 350 Stundenkilometern wurde dieses Bild einer US-Maschine aus einer Höhe von nur 18 Metern gemacht. Trotz der Geschwindigkeit und der geringen Höhe ist die Vergrößerung ganz scharf. Jede Niete auf dem Flügel der Maschine ist festzustellen. Dieses Bild beweist, daß es vor der Fotografie aus der Luft kein Geheimnis gibt.



Luftinspektion für 20 Dpf



In eisiger Majestät ragen die bizarren Grate in den Himmel. Durch das Teleskop sind sie auch für die Touristen zugänglich geworden, die nicht gut zu Fuß sind und kein Wagnis auf sich nehmen wollen.

Auf die merkwürdigsten Ideen kommen Jungen, um sich ein Taschengeld zu verdienen. Vom Flaschen- und Papiersammeln bis zum Koffertragen machen sie einfach alles. Im Berner Oberland sind findige Jungs auf die Idee gekommen, daß man mit der schönen Aussicht Geld verdienen könnte. Der zuständige Hotellier gab die Zustimmung, und so wurde auf der Wengernalp zur Freude von jung und alt ein Teleskop errichtet.



Gemsen in freier Wildbahn sieht dieser Junge zum erstenmal in seinem Leben. Schon viel hat er von den schlanken Tieren gehört. Der Lehrer in der Schule hat von ihnen erzählt, und in Tier- und Sagenbüchern kommen sie häufig vor. Maxli schlottern vor Aufregung die Knie. Der Blick durch das Teleskop wird für ihn zum unvergesslichen Erlebnis. Die ersten lebenden Gemsen... und das für nur 20 Rappen (20 Dpf)!



Interessante Ausblicke kann man hier oben genießen. Frau Bünzli, eine waschechte Schweizerin, hat das Teleskop auf eine Gletscherspalte gerichtet. Sie träumt schon lange von einem kleinen Eisschrank. Und dort oben hängen sie, ohne Stromverbrauch! Dieser Anblick hat sie so erregt, daß sie sich eine Weile im Liegestuhl ausruhen mußte, wobei sie über die Ungerechtigkeit in der Welt nachdachte. Wo gerade sie einen Eisschrank so gut gebrauchen könnte!

Ein alter Gartenstuhl, ein paar schiefe Bretter, die mit Teer beschriftet sind, und fertig ist der Blickfang. Durch ein paar Handgriffe kann das mittlere Brett ausgewechselt werden, und jeder Besucher weiß, was er gerade mit dem Teleskop ansehen kann. Gleichzeitig bleibt er nicht im Zweifel darüber, was ihn das Vergnügen kosten wird. Aber: ob es Gemsen oder Hochtouristen, ob es Gletscherspalten oder Skiläufer zu sehen gibt, der Preis ist immer der gleiche.

Steht mir mein Hund nicht

1



Das Auto, das der Boxer bewacht, darf man ruhig allein lassen.

2



Rehpinschers Welt ist Herrchens Schoß.

3



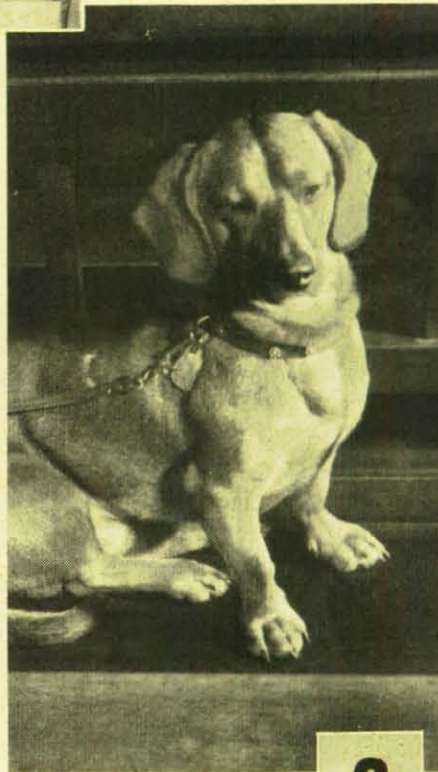
Luxus liebt dieser verwöhnte Pekinese.

4



Ihn, diesen Jagdhund-Bastard, beunruhigt nichts. Er kennt seine Kraft.

5



Vergnügter Lebenskünstler.

6



Der Hüter: Der Schäferhund.

7

Eine Scharfsinnsprobe für

wirklich gut?

Enges Zusammenleben erzeugt Ähnlichkeit zwischen den Partnern, und das nicht nur von Mensch zu Mensch. Auch zwischen Menschen und Tieren, die lange ein gemeinsames Leben führen, bildet sich eine Art Ähnlichkeit heraus. Das ist keine Einbildung. Daß ein jeder sich das Tier heraussucht, dessen Wesensart ihm am sympathischsten ist, bringt es mit sich, daß man sich für ein Tier entscheidet, das dem eigenen Wesen möglichst entspricht. Schon das Kind fühlt sich zu bestimmten Hunden hingezogen nach dem alten Volkswort: „Gleich und gleich gesellt sich gern.“

a



Der Hund für des Hauses kleinen Pascha?

b



Mich und meinen Hund - uns kann die Welt...



Lebensmut und heiteres Temperament hat die junge Geschäftsfrau, auch ihr Hund hat beides.

c



Herrn (und Hund) läßt alles kalt.



„Ich Angst? Mit dem Hund?“



Treue Wächterin — wie ihr Hund.



Wie einladend er dasitzt!

d

e

f

g

unsere Leser

Wer gehört zu wem? Diese Frage stellen wir unseren Lesern, die wir bitten, Herrn und Hund richtig zueinander zu fügen. Die Rätsel-seite (18) bringt die Lösung. Einige kleine Tips: Wie der Herr, so 's Gescherr! Der Behäbige wird sich weder ein Windspiel noch einen sehr lebhaften Hund zulegen, lebensfrohe Menschen lieben den allzeit gutgelaunten Dackel, Extravagante bevorzugen ungewöhnliche Hunde. Die Zeilen unter den Bildern erleichtern es, sich in dem Labyrinth der Ähnlichkeiten zurechtzufinden. Recht viel Glück nun bei der fröhlichen „Kuppelei“!

In der dramatischsten Nacht des Jahres 1956:

Raketen und

„Alarmstufe VII, Atombomben freigeben!“

III.

Im Pentagon, im Großen Hauptquartier in Washington, sind sie im hellerleuchteten Keller an der riesigen Erdkarte 18x26 m dabei, Flugzeugträger in Kleinstmodellen mit Hilfe ihrer winzigen Magnetfüße zu verschieben.

Aus dem Weißen Haus kam der Plan, Alarmstufe VII so durchzuführen, als sei der Ernstfall eingetreten. Das bedeutet:

- Freigabe der Atombomben und H-Bomben,
- Startbereitschaft,
- Einsatzbereitschaft in der Luft.

Bevor der Morgen in dieser Nacht vom 4. zum 5. November graut, wird Eisenhower folgender Bericht erstattet:

„Die Streitkräfte der USA befinden sich seit einer Stunde auf der ganzen Erde im Zustand höchster Alarmbereitschaft. Die Flotteneinheiten für den Nahen Osten, das Mittelmeergebiet und den Stillen Ozean sind verstärkt worden.

Vier große Flugzeugträger sind in das Mittelmeer eingelaufen bzw. erreichen das Mittelmeer im Laufe des Vormittags.

Wir stehen im Zustand absoluter Einsatzbereitschaft und können nach Bedarf in jeder Sekunde an den in Frage kommenden Plätzen zuschlagen.“

Eisenhower kennt die Einzelheiten seines Planes VII; er hat ihn selbst mitaufgestellt. Aber wenn er vorhin nach Curtis Le May verlangte, dann hatte dies seine besonderen Gründe. Curtis Le May saß seit Jahr und Tag in Omaha im Staate Nebraska am Missouri in einem Haus aus roten Ziegelsteinen und wartete. Neben ihm befand sich ein Telefon. Der kluge Mann mit dem breiten Kiefer, der zwischen seinen Zähnen den Tag über manche dunkle Zigarre zermalmte, war Herr über alle Atombomben und H-Bomben, die aus der Produktion der Dupont de Nemours in den Besitz des Pentagons übergegangen waren. Aus seinem Munde wollte Eisenhower hören, was er von der ganzen Sache denke.

„Die Sache ist ganz einfach, General.“ Er nennt Ike immer noch in Erinnerung an alte gemeinsame Kriegszeit „General“. Er kann sich eine andere Form der Anrede nicht mehr angewöhnen. Er hat selbst heute 45 000 Mann und 1200 Maschinen unter sich, darunter die gewaltigen B 36, die B 29, die B 42.

„Die Sache ist so, General: Es genügen 12 H-Bomben und 30 bis 35 mittlere normale Atombomben, um im Laufe von 12 bis 18 Stunden die gesamte Rüstungsindustrie, die Vorratslager, die Verwaltungsorganisation der Sowjetunion entscheidend getroffen und zum mindesten für längere Zeit, wahrscheinlich aber für dauernd, ausgeschaltet zu haben. Wir können mit der B 36 15 000 Kilometer zurücklegen. Wir haben die besten Piloten, von denen jeder 2000 Flugstunden hinter sich hat, zur Zeit in höchster Alarmbereitschaft.“

Die in Plan VII vorgesehenen Bomber vom Typ B 36 bleiben ständig in der Luft, sie werden in der Luft versorgt. Das gilt vor allem für die Maschinen, die in Alaska stationiert sind, ferner für die Flugstationen der Aktion Grönland und Nordkanada...“

Ike denkt an die Raketen, von denen Bulganin in seiner Note an Paris und London gesprochen hat. Er weiß, daß die Russen die Amerikaner auf dem

Sektor der Raketen überrundet zu haben behaupten. Er hat gewaltige Beträge freigemacht, um das Manko aufzuholen. Aber es kommt nicht auf das an, was morgen ist, sondern auf das, was heute zum Einsatz gebracht werden könnte, wenn der Faden reißen sollte, der seidene Faden, an dem der Frieden in dieser Nacht vom 4. zum 5. November hängt.

Der Berichterstatter aus dem Pentagon zur Frage des Raketeneinsatzes ist zur Stelle:

„Wir haben drei Raketen für Transozeanflug in der Entwicklung. Die größte ist die Navajo, die zweitgrößte ist Shark, kleinstes Format: Atlas. Atlas haben wir vor sieben Wochen in die Serienproduktion genommen.“

In Europa, stationiert bei Zweibrücken im 601. Feldartilleriebataillon, haben wir die ferngesteuerte Corporal, die mit Überschallgeschwindigkeit fliegt. Die Berichte, die uns Oberstleutnant Edward J. McGrane zur Frage der Corporal erstattete, waren zufriedenstellend. Wir haben vor zwei Stunden Anweisung gegeben, die Zahl der Corporalbataillone, die in Westdeutschland

„Wir haben schmutzige Hände!“

Am nächsten Tag steht Sir Anthony Eden straff, hart, groß, ein wenig überheblich und losgelöst von der Umwelt, vor den Männern des Unterhauses, die gegen ihn schärfstes Geschütz aufgeföhren haben. Er verzichtet keine Miene, als jetzt Gaitskell von der Labour-Party aufsteht:

„Wir haben schmutzige Hände. Was wir in Ägypten taten, schädigt unseren Ruf auf alle Zeiten. Wir haben das Gesetz des Dschungels angewandt, und Rußland folgt unserem Beispiel. Haben wir denn vergessen, daß es im Dschungel Tiere gibt, die gefährlicher sind als Frankreich und England?“

Und Hunderte von Abgeordneten und Millionen Menschen denken im gleichen Augenblick an das, was in den Straßen von Budapest und in ganz Ungarn geschieht. Das ist die Parallele, auf die Gaitskell anspielt.

Sir Anthony Eden war am Vormittag bei der Königin. Sir Winston Churchill hatte den Schlachtplan für diesen Tag entworfen. Er ist der alte Stratege, der nur so tut, als beobachtet er einzig nur aus der Ferne und unbeteiligt das große Geschehen. Er sitzt im Unterhaus als Zuschauer und beobachtet seinen Lieblingsschüler, Sir Anthony Eden, und wenn seine Hände, die jetzt nach einem Papier greifen, zittern, dann ist es nicht vor Alter, sondern vor Erre-

Französische Pak gegen russische Panzer

Über das Radio hatten sie die Rede des Ministerpräsidenten Guy Mollet, des alten Gymnasiallehrers, gehört:

„... Die englischen und französischen Streitkräfte haben in Ägypten ausschließlich militärische Ziele bombardiert und keinen zivilen Schaden angerichtet. Dennoch ist es ihnen gelungen, die Militärmacht Ägyptens in wenigen Tagen zum Zusammenbruch zu bringen.“

Präsident Eisenhower hat mir und Eden versichert, daß die Freundschaft Amerikas zu England und Frankreich nach wie vor bestehe.“

Das waren schöne Worte im Parlament, wundervolle Reden für die französische Nationalversammlung. Die Männer im französischen Generalstab kannten auch die Kehrseite der Medaille. Sie wußten von vertraulichen Gesprächen Guy Mollets:

bisher sechs betrogen, auf zwölf zu erhöhen. Aber es ist nur ein Anfang. Über die Reichweiten lege ich zu Händen des Präsidenten unsere neuesten Beobachtungslisten vor. Das Material gilt als Top secret. Die Möglichkeiten dürften von der nächsten oder übernächsten Woche an günstiger sein.“

Eisenhowers Gesicht ist wie Stein. Er wechselt mit Sherman Adams einen Blick. Sherman Adams liest Gedanken und meldet ein Gespräch nach London an.

Und inzwischen gehen über das Büro des Präsidenten die Weisungen an den im dunklen Anzug und mit gestreifter Hose wartenden Charles E. Bohlen nach Moskau, in den Kreml zu gehen, um dort mit dem Ministerpräsidenten der Sowjetunion, mit Nikolaj Alexandrowitsch Bulganin, zu sprechen, der wieder am Fenster steht und in den Morgen schaut, der grau über dem Kreml heraufzieht, grau und diesig und kalt. Schnee liegt in der Luft über Moskau, so viel Schnee, daß er die ganze Erde in eine weiße Decke einhüllen könnte, so groß wie ein gewaltiges Leichentuch...

„Die Regierung Ihrer Königlichen Majestät hat ihren Streitkräften in Ägypten Befehl gegeben, um Mitternacht das Feuer einzustellen!“

Die Konservativen sind starr. Churchill nickt. Die Labours toben und jubeln. Es wurde das erreicht, was sie wollten. Eden tritt den Rückzug an. Clarissa wartet auf ihn.

„Wie geht es dir? Wie fühlst du dich?“

Sir Anthony Eden sinkt in die Polster seines Wagens. Ihm ist, als sei das Mark aus seinen Gliedern gezogen, als sei er plötzlich kraftlos wie ein Sterbender. Er opferte die Politik, die er für England für gut hielt im Interesse des Friedens der Welt, weil der Intelligence Service ihn hatte wissen lassen, daß im Baltikum, an 17 Stellen in Polen und in der deutschen Sowjetzone Hunderte von Raketenrohre gegen England gerichtet seien — gegen London und Paris.

„Anthony Eden ist krank und schwach, und wenn jemand umgefallen ist, wenn jemand nachgegeben hat, wenn jemand darauf bestand, daß um Mitternacht das Feuer eingestellt werde, dann waren nicht wir es, sondern die Engländer. Endlich einmal waren die traditionellen Rollen vertauscht. Diesmal war England unentschlossen und geteilt. Und Frankreich einig und entschlossen!“

Die Männer vom Generalstab wußten noch mehr, viel zu viel.

Frankreich hatte wenige Wochen zuvor eine neue Panzerabwehrkanone in Produktion gehen lassen. 47 Paks waren schon fertig geworden, aber noch nicht erprobt, jedenfalls nicht in der Fertigung, wie sie jetzt aus der Serienherstellung kamen. Sie wurden nach Israel geworfen.

„Sir Anthony Eden ist umgefallen.“

nicht ich, die Engländer haben nachgegeben, nicht wir. Allein konnten wir den Krieg in Suez nicht fortsetzen!“

So rettete Guy Mollet den Ruhm der französischen Armee.

Das neue Pakgeschütz hatte sich auf Sinai ausgezeichnet in israelischen Händen bewährt. Alle Panzer auf ägyptischer Seite, auch die neuesten sowjetischen Konstruktionen wurden glatt durchgeschlagen.

IM KREML:

Es geht hart auf hart

Wenn man im Kreml vom Steinboden auf den Holzfußboden hinübertritt, dann ächzen die Stufen. Denn die Planken sind zum großen Teil noch aus der Zarenzeit. Und manche der Stufen und Stiegen sollen zur Zeit der Zarin Katharina den Fußtritt dieser seltenen eleganten Tyrannin ertragen haben.

Wie der Holzboden unter den Schritten derer ächzt, die ihn betreten, so scheint das Gefüge des sowjetischen Imperiums zu ächzen und zu stöhnen, wenn die Herren des Kremels, Bulganin und Woroschilow und Chruschtschew, wohlbeleibt geworden und müde, ihren Weg durch die Kremlstadt nehmen.

Sie bewegen sich langsam, aber sie denken schnell, wenn sie sich in Gefahr wissen, oder wenn sie diese Gefahr wie Raubtiere wittern.

Der amerikanische Geheimdienst in Moskau hatte Charles E. Bohlen, dem Botschafter, interessante Informationen über die Stimmung im Kreml zugebracht.

„Molotow ist im Kommen, die ganze Staatskontrolle kommt in seine Hand. Das bedeutet vielleicht eine Umkehrung des bisher eingehaltenen Kursus um 180 Grad.“

Sie sind nervös, weil es auf einmal an allen Ecken und Enden Widerstände gibt.

Molotow triumphiert. Er hat alles vorausgesagt. Auf seine Art hat er recht behalten. Und nun versucht man, sich der Flut entgegenzuwerfen, die draußen auf einmal Wellen schlägt. Berichte sind aus Ungarn, Rumänien und Bulgarien eingegangen. Die Zahl der sowjetischen Deserteure nimmt von Tag zu Tag zu. Die sowjetischen Truppen, die aus der Ukraine nach Ungarn und Rumänien gelegt wurden, sind nach vertraulichen Berichten des sowjetischen Oberkommandos nicht zuverlässig. Die Widerstandspropaganda der Rebellen in Ungarn und Rumänien fällt auf fruchtbaren Boden.

Auf dem schnellsten Weg, teilweise mit Flugzeugen, hat man Truppen herangezogen, die aus Gebieten jenseits des Urals stammen, nach Möglichkeit solche Truppen, die kaum richtig Russisch lesen und schreiben können.

Chruschtschew hat an Mäßigung und Haltung verloren. Sie sollen versuchen, ihn zu sprechen, Exzellenz!“

Soweit der Geheimbericht des Chefagenten, der die sowjetische Stimmung für die amerikanische Botschaft in Moskau zu erkunden hatte.

In jener Nacht war Charles E. Bohlen tatsächlich noch bei Bulganin gewesen. Er hatte ihm genau das wiederholt, was sein Boß in Washington ihm am Telefon gesagt hatte und ihm nachher in einem Codetelegramm bestätigte:

„Jede Verletzung der Grenzen Österreichs durch sowjetische Truppen, die in Ungarn eingesetzt wurden, gilt als Angriff auf die westliche Welt.“ In jenem Telegramm war noch hinzuge-

Fernbomber einsatzbereit

setzt worden: „Das gleiche gilt von einem Eingreifen sowjetischer Freiwilliger in Ägypten.“

Der Geheimbericht hatte Bohlen neugierig gemacht. Er mußte sich die Herren im Kreml und im Politbüro, soweit er sie zu Gesicht bekommen konnte, noch einmal genau ansehen.

Durch das Erlösertor fuhr er vom Roten Platz kommend in das gewaltige Gehege des Kremls, dieser kleinen Stadt im Herzen von Moskau, hinein. Zu seinem Chauffeur stieg ein Begleiter der sowjetischen Geheimpolizei. Aber aus den Abzeichen ersah Bohlen, daß es sich um einen Geheimpolizisten der Armee handelte. Das war ein interessantes Anzeichen für ihn.

Er hatte bei der telefonischen Vereinbarung der Unterredung mit Bulganin gefragt, ob es möglich sei, zufällig auch den Parteivorsitzenden, Nikita Sergejewitsch Chruschtschew, bei ihm zu treffen.

„Ich werde sehen, was sich machen läßt, Exzellenz, aber Genosse Chruschtschew ist in diesen Tagen sehr beschäftigt!“

Er war nicht zur Unterredung erschienen, Charles E. Bohlen konnte seine Worte in jene Sprache der Diplo-

maten kleiden, die nicht zuviel sagt und doch alles ausdrückt:

„Herr Ministerpräsident, Sie werden inzwischen eingesehen haben, daß der Bogen in der Nacht vom 4. zum 5. November überspannt wurde. Wir müssen uns darüber klar sein, daß es längst nicht mehr um Gamal Abdel Nasser ging und geht, sondern um den Weltfrieden. Es kam darauf an, diese Gefahr für die Welt abzuwenden. Sie hatten die Drohung ausgesprochen und Ihre Raketenrohre auf Paris und London richten lassen. Unsere Flugzeuge waren — und sind — in der Luft mit H-Bomben und Atombomben, die ausreichen, den gesamten Produktionsapparat jedes Angreifers innerhalb weniger Stunden zu vernichten. Der Friede hing an einem seidenen Faden durch die Schärfe der Noten, die nach London und nach Paris gerichtet wurden...“

Und er erlebte, daß Bulganin verbindlich lächelte und versicherte, daß zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten von Amerika das beste Einvernehmen herrsche und nichts als das allerbeste Einvernehmen. Und wer etwas anderes sage, der sei ein Lügner!

Die Diplomaten gehen leise fort

Sie hatten im Georgsaal im Kreml für Gomulka, den Zuchthausler von gestern und den großen Mann in Warschau von heute, einen pompösen Empfang gegeben.

Gomulka saß zwischen Chruschtschew und Bulganin an der Längstafel, die bei solchen Empfängen nur für die Ehrengäste aufgestellt wird. Für die anderen, für das diplomatische Korps, für jene, die man auch zu einem solchen Empfang bittet, waren die Buffets da und die kleinen Tische. Es war ein großes Fest gewesen. Sie hatten auf Gomulka schöne Reden gehalten, Chruschtschew war aufgestanden und hatte, nachdem er schon viel Wodka getrunken, erklärt:

„Das Wachsen der Unabhängigkeit der Völker und der sozialistischen Kräfte hat die Wut der Imperialisten hervorgerufen. Der Piratenüberfall Großbritanniens und Frankreichs und

der Marionette Israel auf Ägypten ist ein hoffnungsloser Versuch, die verlorenen Stellungen wiederzugewinnen. Und wenn die Sowjettruppen in Ungarn einmarschiert sind, dann entsprechen sie dem Begehren der ungarischen Regierung unter der Leitung unseres geschätzten Genossen Kadar.“

Die westlichen diplomatischen Vertreter warteten nur noch, bis Gomulka gesprochen hatte, und gingen dann.

Tags darauf kam die Gegenfeier, die Einladung in die Polnische Botschaft in der Prowanaja.

Woroschilow, der Uralte, hatte den ersten Toast ausgebracht. Mikojan, der Kluge, folgte als nächster. Chruschtschew hatte Augen so rot wie noch nie. Manchmal hatte man das Gefühl, er ringe nach Luft. Ob die anderen Männer des Politbüros stark genug gewesen waren, ihm den Mund zu verbieten? Es war schon spät gewor-

Am 5. November hing unser aller Leben nur noch an einem Faden

den. Die Diplomaten rechneten kaum noch mit der großen Sensation. Da, auf einmal stand er auf. Er hielt das Glas in der Hand und drängte sich weit nach vorn. Das Theater begann:

„Die Zeit hat für uns gearbeitet. Es steht alles glänzend für uns. Wenn wir an die Existenz Gottes glaubten, wäre jetzt für uns aller Grund, ihm zu danken! — Da seid ihr ja wieder, ihr Herren des Westens! Wenn ihr uns nicht mögt, dann steht es euch ja frei, unsere Einladung nicht anzunehmen, dann ladet uns auch nicht zu euch ein; denn es hängt nicht von euch ab, ob wir weiter existieren. Die Geschichte ist auf unserer Seite, ganz gleich, ob ihr uns liebt oder nicht. Das eine sage ich euch voraus: wir werden euch alle zu Grabe tragen!“

Mikojan zupfte Chruschtschew am Rockärmel, er wollte ihn bremsen, zurückhalten. Mit einer unwilligen Gebärde schüttelte Chruschtschew seinen Nachbarn, Genossen Mikojan, ab:

„Eden sagte, es habe sich im Nahen Osten nur um eine Polizeiaktion gehandelt, es war Kolonisation, Versklavung, Beherrschung des Schwachen durch den Starken. Nasser, das ist ein Nationalheld, er ist kein Kommunist, er hat sogar Kommunisten ins Gefängnis geworfen, aber wir sympathisieren mit ihm.“

Der alte Woroschilow sah, wie die Gesichter der Diplomaten eisig wurden. Er warf zum Thema Nasser die ablenkenden Worte ein:

„Er hatte ja gar keine andere Wahl!“ Chruschtschew wandte sich zu Woroschilow:

„Unterbrechen Sie mich nicht! Ich

brauche nicht Ihre Unterstützung! In Ägypten müssen wir eine Lösung finden, irgendeine Lösung! Die Westlichen haben sich selbst in eine völlig idiotische Lage gebracht!“

Die westlichen Diplomaten hatten inzwischen den Saal geräumt. Mikojan versuchte zu retten, was noch zu retten war:

„Sagen wir: die Westmächte seien in eine heikle Lage geraten!“

Aber Chruschtschew war nicht davon abzubringen:

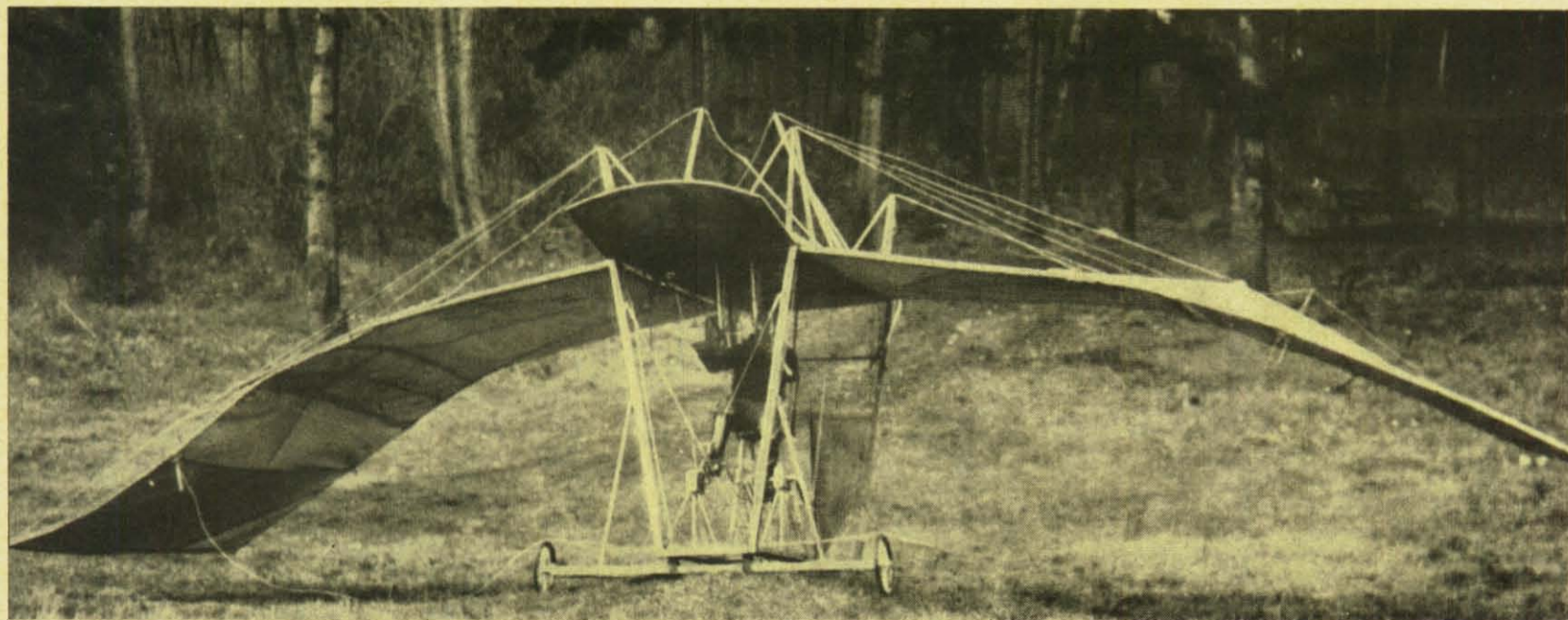
„Eine idiotische Lage, sage ich, idiotisch! Es liegt alles an euch, an euch, die ihr fortgelaufen seid, um nicht zu hören, daß ich die Wahrheit sage. Wenn ihr eure Truppen aus Deutschland zurückzieht, bleiben wir nicht einen Tag länger in Polen, Ungarn und Rumänien. — Ist keiner mehr da? Genosse Gomulka! Bruder Polen, wir sind Freunde, laß uns nie im Stich, und wir werden dich nie verlassen, niemals — nie — nie!“

Nikita Sergejewitsch Chruschtschew hob sein Glas, das bis an den Rand mit Wodka gefüllt war, und trank es in einem Zug aus.

„Chruschtschew ist in die Zange genommen!“ flüsterte der schwedische Botschafter seinen Freunden zu, die sich diskret von Gomulka und dem polnischen Botschafter verabschiedeten.

„Er wird vielleicht eines Tages das Opfer der Militärs. Er schlägt nach allen Seiten. Seine Schläge zielen jetzt nach Westen und treffen in dieser Stunde Tito. Denn mit Tito hat alles Unheil für ihn angefangen.“

Fortsetzung Seite 11



Aus dem Raritätenkabinett der Fliegerei

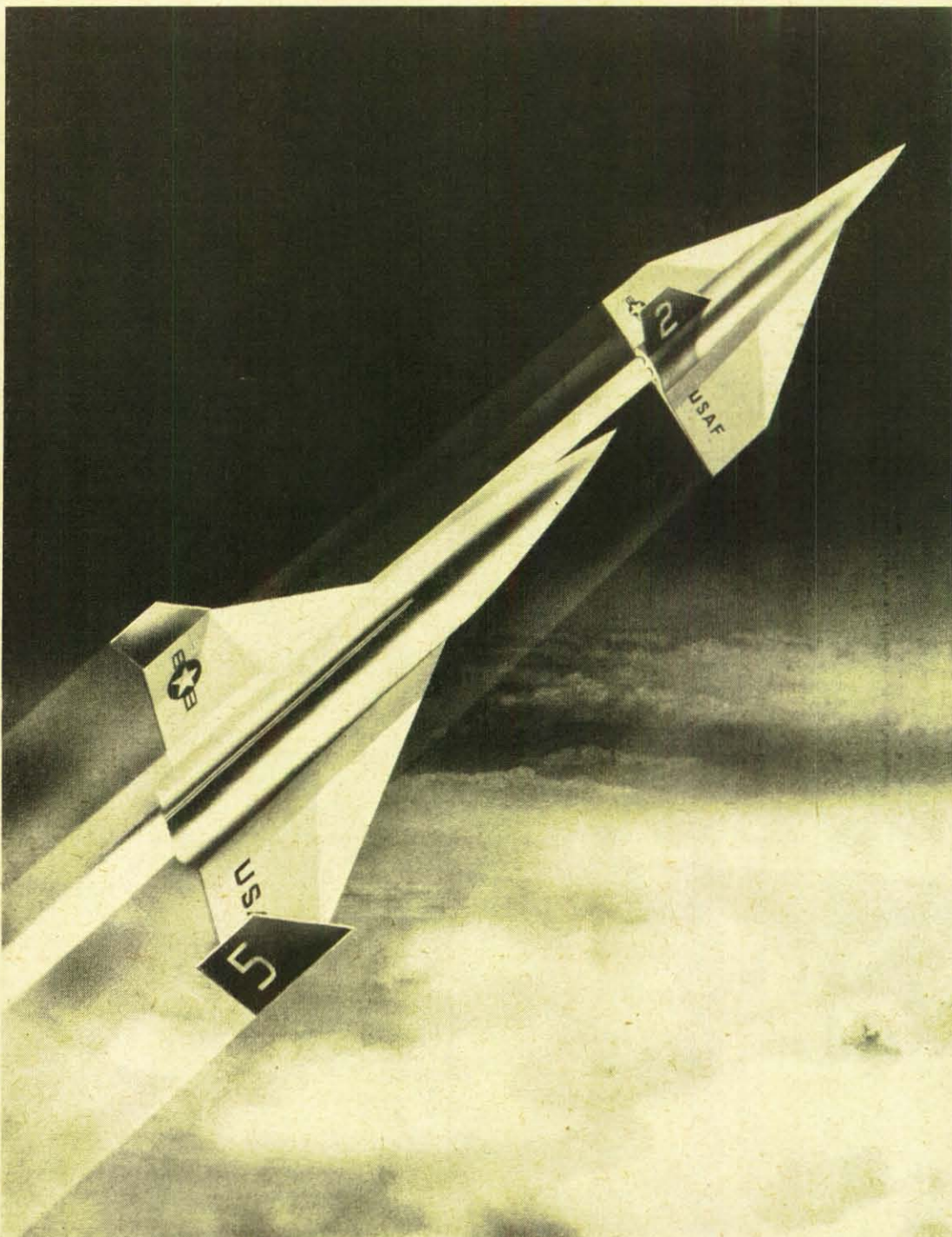
Dem Amerikaner Alex von Hagen blieb jeder Erfolg mit seiner „Möve“ versagt. 1925 konstruierte er sein Flugmodell, das sich aber keinen Zentimeter vom Boden hob.

1957

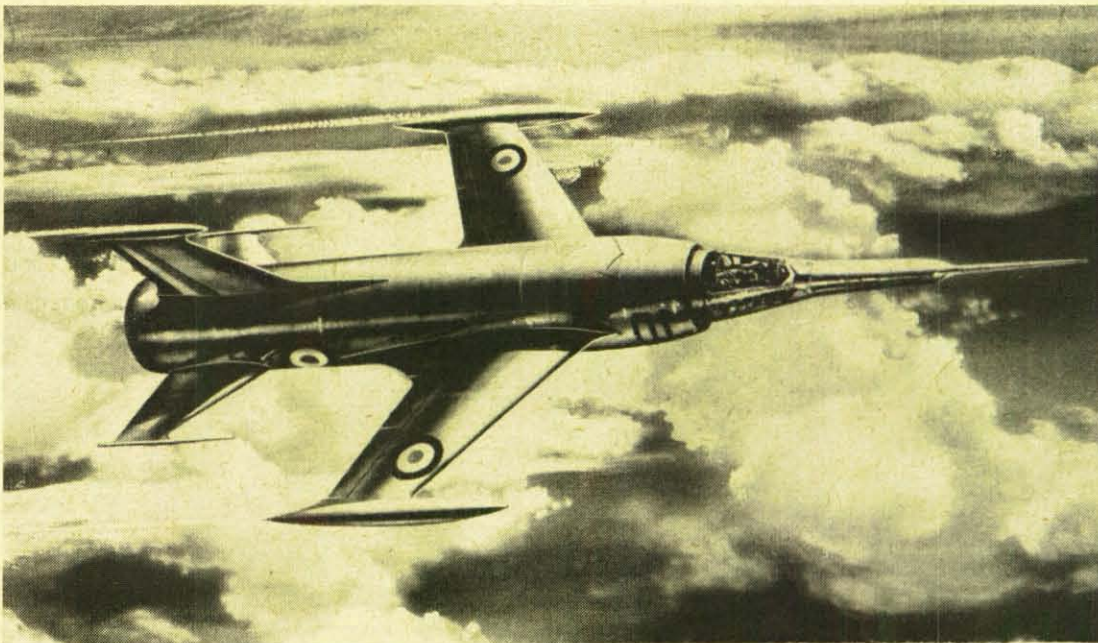
• Start der bemannten



Der erste Flugrekord, den die Brüder Wright am 17. Dezember 1903 mit 12 Sekunden Flugdauer und 50 m Flugweite aufstellten, war die Erfüllung eines alten Menschheitsraumes: die Eroberung des Luftraumes. Von hier aus setzte eine Entwicklung ein, die sich kurz auf die Formel: „Höher, weiter, schneller“ bringen läßt. Daß heute Düsenflugzeuge schneller als der Schall fliegen und die Flugzeugkonstrukteure mit einem neuen Problem, der Hitzemauer, zu ringen haben, ist jedermann geläufig. Diese Geschwindigkeiten lassen sich durch Flugzeuge konventioneller Bauart jedoch nicht erreichen, sondern nur mit einer neuen Antriebsart, der Rakete. Noch 1938 schrieb „Der Neue Brockhaus“ 33 Zeilen über Feuerwerkskörper und eine fünfzeilige Bemerkung über die Verwendungsmöglichkeiten der Rakete zum Antrieb von Flugzeugen und Autos. Man erkennt, welch großer Fortschritt gerade auf dem Gebiet der Raketenforschung bis heute gemacht worden ist, wenn man hört, daß Raketen mit Meßinstrumenten beladen schon den Rand der Atmosphäre erreicht haben. In diesem Jahre soll sogar die erste bemannte Rakete abgeschickt werden. Der Mensch hat den Luftraum erobert und geht jetzt daran, den Weltraum zu erforschen. In Romanen und Filmen ist der Mond oft von Menschen besucht worden: Wird dieses Ziel auch in Wirklichkeit bald erreicht sein? Der Herr auf unserem Foto steigt keineswegs die Treppe einer Raumstation hinab, sondern begibt sich ganz schlicht in das Studio der Fernseh Abteilung einer Rundfunkgesellschaft. Ob der Anzug echt ist? Wahrscheinlich wurde er nur für das Fernsehspiel angefertigt.

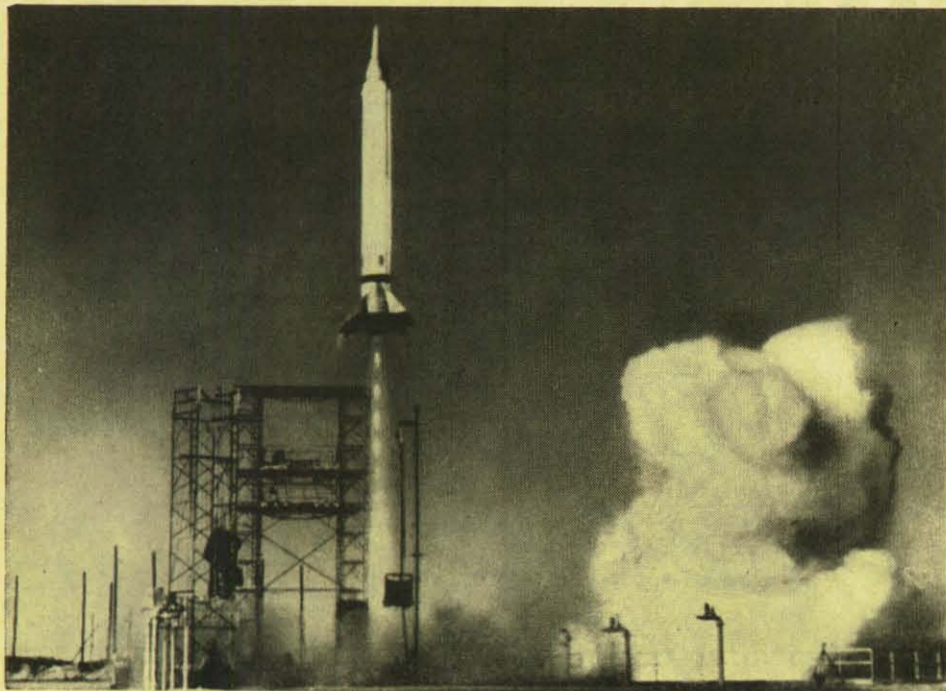


Diese beiden Raketenflugzeuge haben den atmosphärischen Raum verlassen und jagen durch die ewige Nacht des Weltraumes ihrem nur dem Zeichner dieser Zukunftsvision bekannten Ziele entgegen. Diese Utopie wird aber bald Wirklichkeit sein. Höhen von 320 km sind schon erreicht. Über kurz oder lang wird uns auch wahrscheinlich der Weltraum gehören. Oder ob das All dem Forschungsdrang des Menschen Einhalt gebieten wird?



Das Weltraumschiff der Zukunft auf dem Wege in den interplanetarischen Raum — wiederum wie die Phantasie eines Schöpfers es sieht. Ob allerdings die zukünftigen Raumschiffe so aussehen werden, wie unser Zeichner es sich vorstellt? Vielleicht. Die Zeichnung gleicht für unsere Begriffe mehr einem superschnellen Düsenjäger, der schon Wirklichkeit geworden ist und heute bereits in Massenproduktion hergestellt wird.

Weltraumrakete



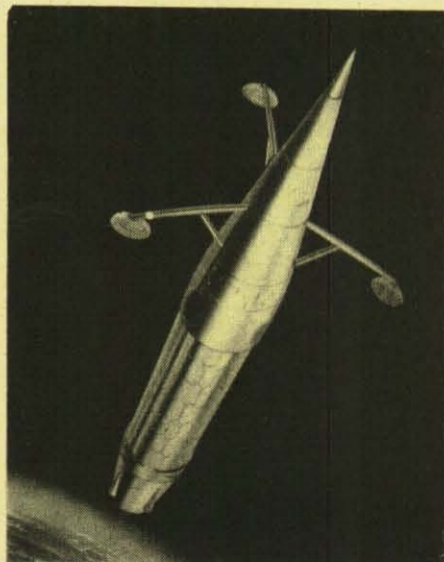
Eine moderne 3-Stufen-Rakete erhebt sich zu ihrem Flug in den Raum. Diese Raketen dienen vorläufig noch Forschungszwecken, die den Raketenbau selbst und Messungen im außeratmosphärischen Raum betreffen. Es besteht die Absicht, mittels solcher Raketen kleine Erdsatelliten mit Meßgeräten ausgerüstet in den Raum abzuschleßen und deren Registrierungen auf der Erde auszuwerten. Noch in diesem Jahr soll der erste Satellit gestartet werden.



„Après-Weltraumreise“ könnte man dieses Modell eines Pariser Modeschöpfers nennen. „Die gut angezogene Frau trägt Fledermausflügel auf dem Wege zum Mars“. Oder soll dies gar eine Art Cocktailtrikot sein? Ob Alkohol in solchen Höhen bekömmlich ist? Lauter ernste Probleme, für die der Pariser Modekünstler keine Lösung mitlieferte. Er beschränkte sich auf die „Konstruktion“ des Weltraumkleides. Trotzdem erscheint diese Schöpfung sehr zeitgemäß und brauchbar. Denn, verehrte Leserinnen, wenn Sie dieses Kleid schon nicht zur Weltraumreise anziehen können, so dürfte Ihnen doch ein lohnender Preis auf einem Kostümfest sicher sein.



Aus 320 km Höhe wurde dieses Foto der Erdoberfläche aufgenommen. Eine automatische Kamera an Bord einer Rakete schoß das aufsehenerregende Bild. Aus dieser Höhe gleicht die Erdoberfläche einer wüsten Kraterlandschaft. Im Hintergrund ist als dunkle Fläche der Golf von Mexiko deutlich zu erkennen.



Durch schweigende Unendlichkeit jagt dieses Raumschiff. Wie die Fühler eines riesenhaften Insektes wirken die drei ausgefahrenen Radar-Antennen. Auch dieses Modell ist noch nicht verwirklicht. Aber es wird wahrscheinlich nicht mehr lange dauern, bis es tatsächlich zum Start in den Weltraum bereitsteht.

Raketen-Atomrohre nach Osten!

US-General Lee: „Wir sind nicht zum Veilchenpflücken hier!“

Blitzschnell schraubt sich die Düsenmaschine in den noch diesigen Himmel, dreht drei Spiralen und schießt dann von Fontainebleau aus nach Nordosten.

General Robert Martin Lee, Kommandant der Allied Tactical Air Force, wirft einen Blick hinaus. Er scheint durch den Dunst der Welt dort unten hindurchsehen zu können. Wir sprechen über Eisenhower und Ridgway, Gruenther und Norstad und das, was sie über die NATO und die SHAPE der Welt einmal verkündeten. General Robert Martin Lee spricht nicht gern und scheint die Worte erst hinter seinem breiten Kiefer zu kauen, ehe er sie über die Lippen kommen läßt:

„Wir unterscheiden uns von den anderen nur dadurch, daß wir nicht so laut darüber sprechen. Ich werde Ihnen gleich zeigen und beweisen, daß wir imstande sind, von 17 Raketen-Standorten und sechs beweglichen Abschusspositionen mit Atom-Rohrraketen innerhalb von Minuten Stützpunkte auf der anderen Seite zu zerschlagen.“

Wir haben Raketen und Geschosse zur Verfügung, die die Zerstörungskraft von vier Angriffswellen der großen Bombengeschwader im zweiten Weltkrieg haben. Also auf einen Schuß!“

In verschneiten Gebieten des Spessarts und des Schwarzwalds, mit einer strategischen Spitze in der Fulda-Schneise, der berühmten Invasionsstraße nach Westen, die den Weg freigibt zum Rhein und zur Saar, sind riesige Netze gezogen, von denen die Welt draußen nichts ahnt, die man aus der Luft nicht sieht, die aber unter sich Raketenlafetten und sogenannte Atomrohre verbergen.

„Erwähnen Sie nie das Wort Atom! Es ist tabu bei uns. Jeder weiß, daß wir nicht zum Veilchenpflücken hier sind; aber man spricht nicht von Atomen!“

Niemand außer einer Handvoll führender Männer der IV. Allied Tactical Air Force weiß um die genauen Positionen der 17 Raketenabschussfelder. Flugplätze mögen imposanter sein, wenn auf langen Pisten Atombomber ausrollen.

200 m im Quadrat fein versponnener Netze mit großartiger Tarnung nach oben und zur Seite verhüllen die Raketenlafetten, die hier und da in den Boden eingebaut werden oder an der Oberfläche beweglich bleiben, je nachdem sie für jenen Standort endgültig vorgesehen sind oder morgen anderswo ihren Platz haben sollen.

„Zehn Tonnen auf sechs Rädern — so rollen sie durch das nächtliche Land, die Kolosse, die die langen Rohre leicht beweglich umherfahren. Sie können schießen, wohin sie wollen und von jedem Standort aus. Kein Spion kann heute sagen, daß das Atomrohr hier oder dort stehe. Es ist schon längst an einen anderen Platz gebracht. Sechs dieser beweglichen Basen reisen hin und her. Zwölf weitere folgen.“

Wir standen unter den Netzen und sahen in einen Himmel, der durch die Quadrate der Maschen in den Netzen in viele kleine Vierecke aufgelöst war. Die Netze hingen in 20 m Höhe. Denn fast 13 Meter sind die Raketen hoch. Und wenn sie auf den Lafetten sitzen, reichen sie auf 17 Meter.

15 000 Pfund sind sie schwer und werden durch die Luft mit jener Sicherheit der Fernsteuerung getragen, die das Geheimnis der Robotergerichte unserer neuen Zeit ist.

„Und wo liegt die Munition? Und wo sind die Raketen? Müssen sie erst aus Amerika, aus den Standorten der SHAPE, aus den Arsenalen der IV. Allied Tactical Air Force hinter Zweibrücken herangeschafft werden?“

Der Begleiter, den General Robert Martin Lee uns mit auf den Weg gab, streift uns mit einem mißtrauischen Blick:

„Wo die Munition im einzelnen liegt — das kann ich Ihnen nicht sagen. Aber überall da, wo Sie glauben, daß sie nicht liegt, da ist sie!“

Hüten Sie sich, bei Tag oder bei Nacht hier vom Weg abzukommen, in einen Waldweg hineinzufahren, über Pfade zu schreiten, die auf den Karten nicht verzeichnet sind oder die für den großen Verkehr durch irgendein harmloses Sperrschild „verboten“ zu sein scheinen!

Hüten Sie sich! Wir haben für jeden Standort 14 auf den Mann dressierte Polizeihunde im Einsatz. Scheinwerfer sind geschickt getarnt im Unterholz eingebaut und glühen automatisch auf, wenn jemand den Weg beschreitet, der das Paßwort nicht kennt und das Signal nicht weiß, durch das die Alarmeinrichtungen ausgeschaltet werden!“

„Und sind sie atomsicher eingelagert? Kann diesen Einsatzköpfen der langen Raketen und der Munition der Raketenrohre nichts zustoßen, auch wenn...“

„Sagte man Ihnen nicht, daß das Wort ‚Atom‘ in jedem Sinne hier tabu ist?“

Hier und da hören wir im Spessart und im Schwarzwald Polizeihunde bellen und manchmal heulen wie die Wölfe.

Der Begleiter sucht das Gespräch vom Schwarzwald und dem Spessart und dem vorgeschobenen Kopf in der Fulda-Schneise abzulenken:

„Was wir hier machen, ist kleines Spiel, kleine Arbeit. Ich sprach vor vier Tagen in Paris, in Fontainebleau, mit einem meiner Freunde, der zum Stützpunkt Thule auf Grönland gehört. Von dort sind nur 5093 km bis Moskau.“

Sie hatten dort vor wenigen Tagen den Besuch unseres Raketenmajors John G. Medaris. Er hat ihnen einen Vortrag gehalten über die neuesten Experimente mit der verbesserten Redstone-Rakete, die in Florida abgeschossen nach 4800 km in den Ozean fiel. Sie erreichte eine Höhe von 600 km.

Mit solchen Raketen, die wir im Pentagon als ICBM (Intercontinental Ballistic Missile) führen, können wir im Nu alle lebenswichtigen Zentren an jedem beliebigen Punkt unseres Ziellandes zerstören!“

Und er erzählt von anderen Raketen, die nur auf 200 000 Meter Höhe aufsteigen sollen, die luftdicht geschlossen sind, die 22 vollausgerüstete Fallschirmspringer an Bord haben und 1000 Kilometer hinter den feindlichen Linien an jedem beliebigen Punkt niedergehen können.

„Wir stehen an einem Wendepunkt unserer ganzen Kriegsführung!“

Er greift mit einer Hand in den Schnee und formt einen harten Ball und wirft ihn am Rand des Wegs, über den wir im dunklen Schwarzwald schreiten, in das Gebüsch. Kaum zehn Meter vom Weg heult ein Hund auf und zerrt an der Kette. Jemand fragt ein Losungswort.

Die Antwort beruhigt den Fragenden.

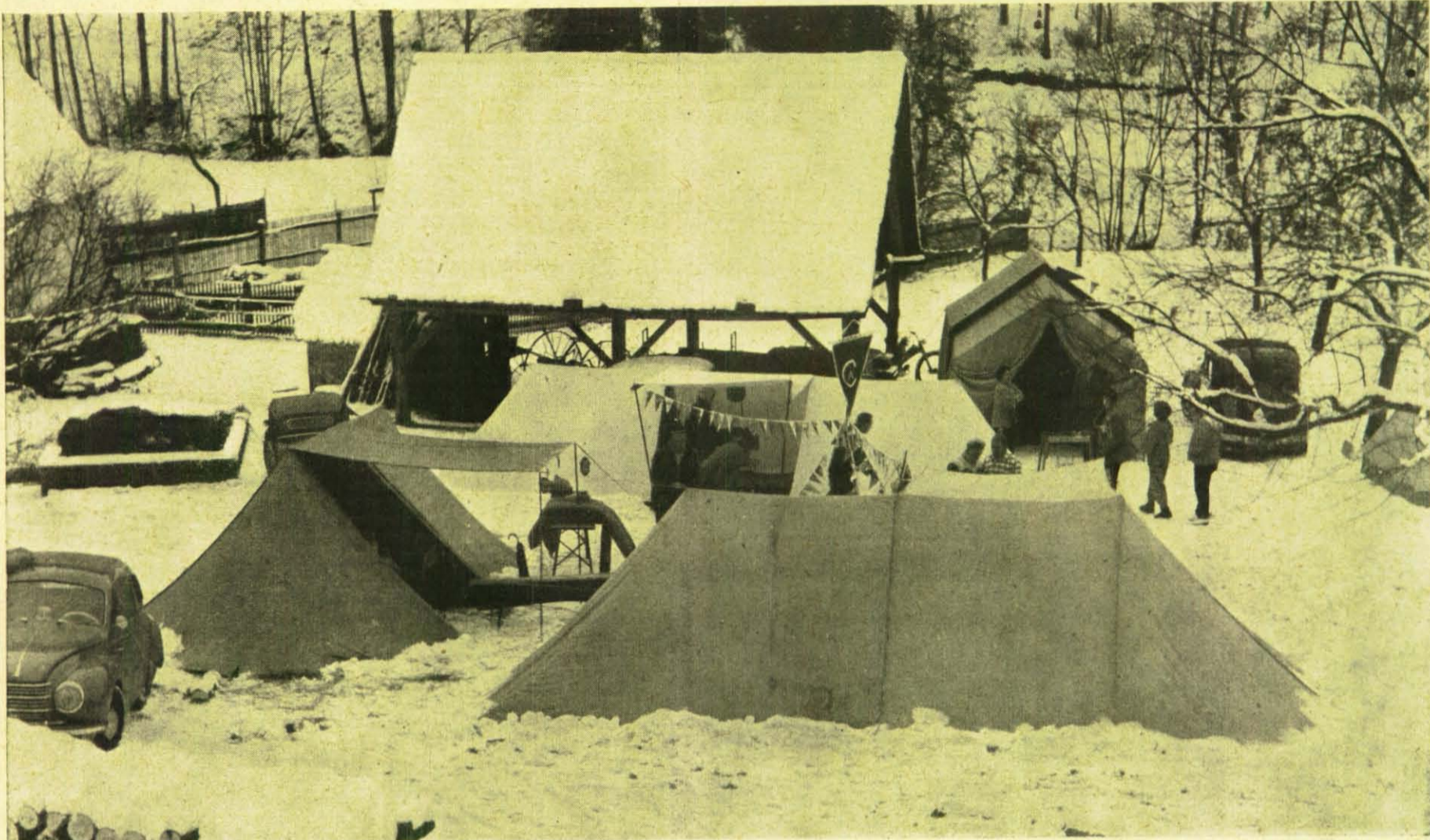
Niemand kann ahnen, daß hier, wenige Schritte abseits vom Weg, eines der 17 Netze sich gegen den Himmel spannt und Raketenlafetten und lange Rohre sich gen Osten richten, weil drüben auf der anderen Seite jemand den Mund auftut und Befehl gab, die Raketen mit Abschussrichtung West bereitzumachen.

Zwischen Thule auf Grönland und dem Schwarzwald zieht sich eine geheimnisvolle Kette über Berg und Tal, durch Hügel und Wälder. Nur in einem Geheimkabinett im Pentagon und in einer Filiale im SHAPE-Hauptquartier weiß man um alle Geheimnisse dieser tragischen Rüstung Roboter gegen Roboter, ferngesteuerter Tod gegen ferngelenktes Unheil.

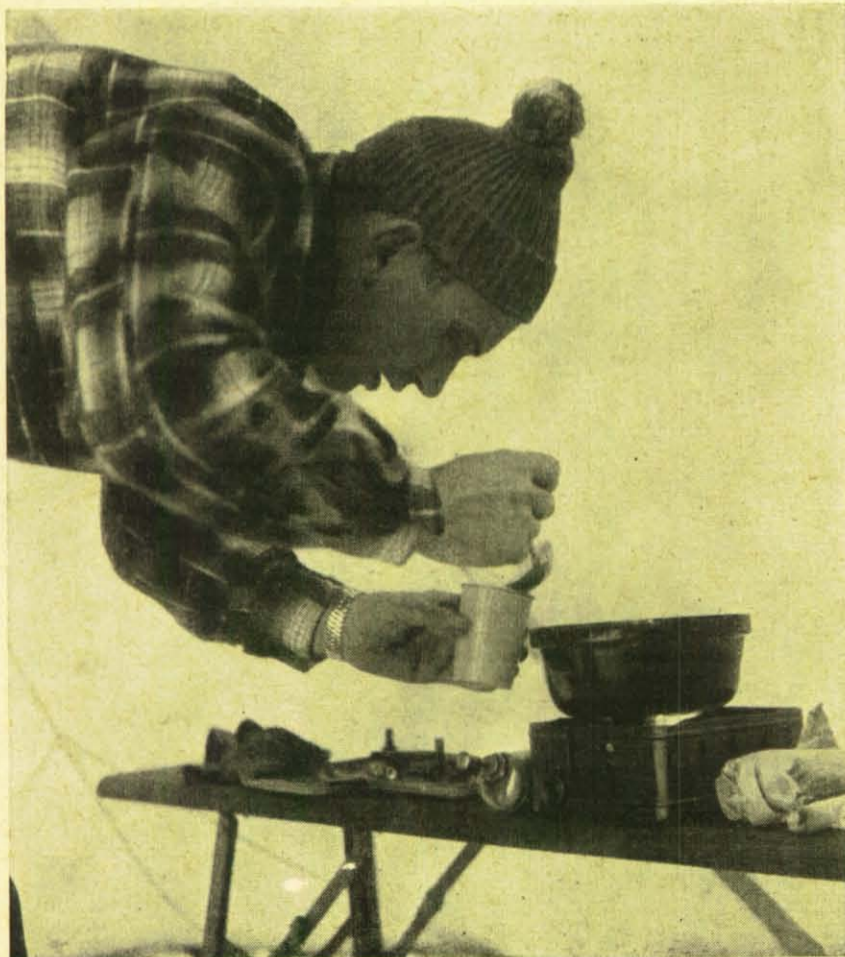
Zwischen beiden aber steht der Wille der Menschen weiterzuleben und der Glaube — an den Frieden!

(Fortsetzung folgt)

Weißer Camping-Freuden



Ein verrirtes Stück Sommer, versehentlich in eine Winterlandschaft geraten? Grüne, gelbe und graue Zelte, als deren natürliche Umgebung man sich unwillkürlich grüne Wiesen vorstellt, standen mitten im Schnee. Ihre Besitzer wollten einmal den Reiz eines Campings im Winter auskosten. Sie hatten ein zwei Tage währendes Treffen im Roggental bei Geislingen an der Steige. Der Winter zeigte, was er konnte! Nachts sank das Thermometer bis auf minus 10 Grad. Die gute Laune jedoch sank dabei keineswegs.



Nicht nur zur schönen Sommerszeit — nein, auch im Winter, wenn es schneit, wollen die Anhänger des Camping-Sportes die Freuden ihrer Lieblingsbeschäftigung genießen.

Ruhen im Sommer neidvolle Blicke von Ausflüglern auf dem frohen Treiben eines Campingplatzes, so streiften im Winter eher mitleidig-nachsichtige die Zelte, die mitten im Schnee aufgebaut waren, und ein Spaziergänger murmelte: „Verrückte Bande, das!“

Die also Beurteilten aber hatten gar nicht das Gefühl, demitleidenswert zu sein. Gewiß, es gab Kälte. Aber es gibt auch Mittel, sie erträglich zu machen. Warme Decken und Schlafsäcke schützen vor der winterlichen Kälte, man hat Kocher, um sich warme Mahlzeiten zu bereiten. Ein ganz Üppiger hatte sogar einen Propangasherd. Aber ob mit Propangas oder ohne — jeder wußte sich einen wärmenden Grog zu bereiten. Er war das Standard-Getränk der kleinen Camping-Stadt, die sich für zwei Tage im Roggental bei Geislingen an der Steige etabliert hatte.

Dort nämlich hatten sich die Freunde des winterlichen Campings getroffen, um sich mit dem neuen Sport praktisch und theoretisch zu befassen.

So ganz neu ist er übrigens gar nicht. In der Schweiz gehört er schon zu den eingewachsenen Sportarten, und auch in Bayern ist er schon seit längerer Zeit heimisch.

Die Lebhaftigkeit in den winterlichen Camping-Plätzen steht der nicht nach, die im Sommer in solchen Lagern herrscht.

Tagsüber ist die Sache überhaupt kein Problem. Man gibt sich mit Begeisterung

dem Treiben im Schnee hin — mit Pausen allerdings, die ausnahmslos der Grogbereitung und -verteilung gewidmet sind. Mit neuen Kalorien versehen geht es dann wieder hinaus ins verschneite Gelände.

Mit dem Einbruch der Winterzeit sind allerdings der schwierigere Teil ein. Nächte im Zelt sind ganz hübsch kalt. Die Luftmatratze auf den Daunenschlafsack Luftmatratze und einen Daunenschlafsack unterlage aus. So kann einem die Bodenkälte nichts anhaben. Aber, wenn dann überraschend — wie es im Roggental bei Geislingen geschah — die Temperatur auf minus 10 Grad sinkt, gehört schon eine abgehärtete Natur dazu, den staunenden Zuhörern zu Hause zu versichern: „Gefroren? Aber nicht die Spur!“ (Mitunter allerdings war wohl mehr Phantasie im Spiele, die die ausgestandenen Kälte-Unbilden in der Erinnerung milderte.)

Entschlußfreudige wuschen sich im kalten Wasser im Freien. Na ja, und zwei Tage lang hält man's zur Not auch ungewaschen aus.

Alles in allem kehrten alle von ihrer Tour hochbefriedigt nach Hause zurück. Dem Körper hatte der Aufenthalt in der klaren Winterluft gut getan, auch das Gemüt war ausgelüftet, und zudem hatte man das erhebende Gefühl, sich einem Sport hingegeben zu haben, der noch nicht ganz alltäglich geworden ist.

Im Laufe der Zeit wird der Anblick einer winterlichen Zeltstadt nicht so Ungewöhnliches mehr haben. Und der Städter hat dem Einerlei des Jahreslaufes wieder ein neues Stückchen „Saison“ abgewonnen und seine Ferien-Chancen vermehrt.

Begeisterung allein tut's nicht, wenn es sich um die Erwärmung handelt. Man muß „einheizen“ und tut das gewöhnlich mit einem kräftigen Grog. Er wurde da's Getränk der Camping-Lustigen. Literweise stellten sie ihn sich her — und sie tranken ihn auch literweise. In allen Zelten herrschte zu allen Stunden „Vollbeschäftigung“ der Kocher.



Wie man sich bettet, so liegt man. Um im Camping-Zelt warm zu schlafen, mußte man viel wärmendes Bettzeug zusammenschleppen.



Camping-Leute als „Schieber“. Der Wohnwagenanhänger wollte nicht so recht. Da half man ihm mit vereinter Muskelkraft auf die „Beine“.



Haushaltspflichten auch im Schnee hat die Camping-Frau. Dicke Vermummung ist an die Stelle des leichten Küchenkittels getreten.



Die Parade der Wimpel, die aus aller Herren Ländern stammen, bezeugt die Unternehmungslust des munteren Völkchens der Camping-Leute. Die Wimpel schmückten das Winterzeltlager im Roggental. Schon nimmt der neue Sport ein kosmopolitisches Aussehen an.



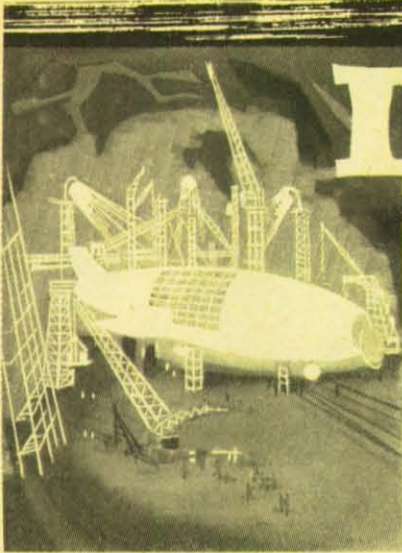
Es gehört Mut dazu, sich der morgendlichen Wäsche im Freien zu unterziehen, wenn die Natur ringsum vor Schnee und Eis starrt. Zwar ist der Mühlbach nicht zugefroren, aber sein Wasser ist eiskalt. Weniger Beherzte unter den Camping-Leuten lassen die

Prozedur des Waschens einfach ausfallen — einige ganz Schlaue begaben sich heimlich in eins der nahe liegenden Gasthäuser und wuschen sich dort mit allem Komfort. Sie erfreuten sich nicht gerade der Hochachtung ihrer Kameraden. Doch die macht nicht warm.



Weit übertroffen wurden die Erwartungen, mit denen die 14köpfige Camping-Gruppe aus Gladbeck nach Geislingen gekommen war. Sie wollten einmal richtigen Schnee, weißen Schnee sehen. Bei ihnen lag

er nur als graue rußdurchsetzte Masse in den Straßen. Den Schnee bekamen sie. Als Zugabe aber eine Bärenkälte. Gerade in jenen Tagen setzte ganz plötzlich Frost ein. Der Schnee erstrahlte glitzernd weiß.



DER TAG NULL

Ein Reportage-Roman aus der Welt von morgen • Von Claus Eigk

Alle Rechte by: Gebr. Weiss-Verlag • Berlin

9. Fortsetzung

Bergmann wartete nun gar nicht auf Weisungen, sondern sprach von sich aus zu den Tibbu. Er prahlte sehr geschickt mit der Stärke ihrer unüberwindlichen Waffen, betonte andererseits ihre Friedfertigkeit und versprach große Geschenke, wenn man sie in Ruhe ließe. Wenn nicht, drohte er mit einem fürchterlichen Blutbad und dem sofortigen Tod ihres Häuptlings. Er erklärte ihn zunächst als Gefangenen, versprach aber, ihn freizugeben, wenn man sich von der Freundschaft des großen Edlen Bisra Kolokomi überzeugen hätte.

Ein erregtes und aufgeregtes Geschnatter ging durch die Schar der Tibbukrieger. Ähnlich wie bei den Kriegstänzen primitiver Wilder schienen sie sich immer mehr in Wut zu reden. Ihre Haltung sah jedenfalls nicht so aus, als ob es friedlich ausginge.

Eigbrecht hielt den sich windenden Tibbu mit eiserner Gewalt fest und forderte Bergmann schließlich auf: „Max, ich habe weder Lust noch Zeit, diesen stinkenden Wüstensohn zu bändigen. Sage ihm, daß er in zwei Minuten in Allahs siebentem Himmel sein wird, wenn er will. Wenn nicht, soll er seinen Räubern sagen, daß sie sofort abzuziehen haben. Sie fangen da drüben schon an, in die Flugzeuge hineinzuklettern und alles zu stehlen, was sie gar nicht gebrauchen können. Meine Geduld reicht gerade noch wenige kostbare Minuten!“

Nicht übermäßig sanft richtete Bergmann daraufhin den sich krümmenden Häuptling auf und machte ihm klar, worum es hier für ihn ginge.

Der fromme Anhänger des Propheten schien von Allahs siebentem Himmel doch weniger zu halten als von seinem Räuberdasein hier auf Erden, denn der kalte Stahl von Eigbrechts Pistole im Nacken brachte es mit sich, daß er nun mit seinen Leuten sprach. Sogar im gewünschten Sinne, wie Bergmann zu kontrollieren in der Lage war.

Und tatsächlich begannen die Tibbu sich zurückzuziehen. Zwar sichtlich widerwillig, unter Schreien und Schimpfen — aber sie gingen.

„Hier, fesselt den Jungen!“ befahl Eigbrecht und warf den Häuptling zu Boden, wo er gleich von zwei Fliegern in Empfang genommen wurde.

Dann rief er: „Zwei Mann sofort an die Scheinwerfer. Wir müssen der braunen Bande heimleuchten!“

Die Maschinen waren so weit frei geworden, daß sich zwei Flieger hinübergetrauten. Bei ihrem Nahen sprangen noch einige Tibbu aus dem Innern und kriegten ein paar Fußtritte mit auf den Weg. Dann kreisten die Scheinwerfer unaufhörlich und tauchten die ganze Hochebene bis zu den nahen Randbergen in solche Helligkeit, daß es auch einem sehr geschickten Späher nicht gelingen wäre, unbemerkt zu bleiben. Man konnte die abziehenden Tibbu mühelos beobachten, bis

Nach abenteuerreichem Fluge sind — einige Zeit, nachdem die Erde einen Zusammenstoß mit einem Kometen erlitten hat — die beiden amerikanischen Zeitungsreporter Mabel Morena und Douglas Norman in Niffheim gelandet, einer Stätte in der Eiswüste am Südpol, die Birger Mundus mit Hilfe der modernsten Technik in eine fruchtbare Oase umgewandelt hat, in der er ein Weltraumschiff erbaut. Dieses Raumschiff war auch zu einer Fahrt auf den Mond gestartet — aber es mußte auf halbem Wege umkehren, weil der Gegner von Mundus, Viktor Borries, eine Höllenmaschine eingeschmuggelt hatte. Ehe Mundus einen zweiten Start auf den Mond unternimmt, rechnet er mit Borries ab. Der zweite Flug zum Mond wird auf eine Zeit angesetzt, in der man dort besonders günstige Beobachtungsverhältnisse voraussetzen kann. Männer aus dem Umkreis von Mundus begeben sich nach Afrika in das Gelände von Tibesti, um von dort aus den Mond genau zu beobachten und die Signale aufzufangen, die Birger Mundus zu geben versprochen hat. Die Etablierung der Beobachtungsstation in Tibesti ist mit Hindernissen verbunden, und man hat sich in ein gefährliches Abenteuer mit den Einwohnern, den wilden Tibbus, verwickelt. Bergmann, einer von dem Beobachtungstrupp, betätigt sich in diesen Verwicklungen als Dolmetscher.

auch der letzte von ihnen hinter den vorspringenden Felsen verschwand.

„Wir haben aufgeholt, Jungens, es steht eins zu eins“, lachte Eigbrecht grimmig. „Aber wir haben Glück gehabt. Das hätte sehr leicht schiefgehen können. Trotzdem ist die Sachlage schwieriger, als wir ahnten. Wollen hoffen, daß der Heilige morgen vernünftiger ist als seine unheiligen Schäfchen. Die zwei Mann an den Scheinwerfern müssen während der Nacht ständig abgelöst werden. Ich halte bei solcher Beleuchtung einen nochmaligen Überfall für ausgeschlossen. Immerhin lege ich mir meinen Browning unter das Kopfkissen. Gute Nacht, Jungens. Und nehmt mir den Tibbhauptling in die Mitte!“

Damit ergriff Eigbrecht zwei Wolldecken, ging einige Schritte abseits und legte sich seelenruhig zum Schlaf nieder, als wenn es nicht eben noch um Leben und Tod gegangen wäre.

Aber solche Kaltblütigkeit imponierte. Birger Mundus wußte schon, was er tat, wenn er diesen brummigen, etwas eigenbrötlerischen Mann mit der Leitung solcher Unternehmen beauftragte.

Die Nacht verging in völliger Ruhe.

Kaum zeigte sich im Osten das Herannahen des neuen Tages, als alle Mann auf den Beinen waren. Ohne auch nur eine Viertelstunde zu verlieren, ging man daran, die kostbare Last der Transportmaschinen auszuladen. Besonders der schwere parabolisch geschliffene Fernrohrspiegel, die Hauptsache am ganzen Instrument, erforderte vorsichtigste Behandlung. Ein eigens für diesen Zweck erbauter Karren wurde zusammengesetzt, um das Fernrohr zu seinem endgültigen Bestimmungsort zu transportieren.

Der gefangene Tibbhauptling hatte sich über Erwarten vernünftig benommen. Irgendwie war er kleinlaut geworden und verlangte — nachdem man ihn reichlich und gut bewirtet hatte — Bergmann zu sprechen.

Die Unterredung beider dauerte sehr lange. Aber schließlich war Bergmann so weit, daß er Eigbrecht Bericht erstatten konnte.

„Also jetzt fängt's an, komisch zu werden“, lachte Bergmann. „Weißt du, was dieser brave Häuptling mit uns vorhat? Er will hier eine Revolution machen, bei der wir ihm helfen sollen.“



Bisra Kolokomi hatte Platz genommen. Doch warf er nur einen kurzen, verächtlichen Blick auf die Geschenke, die man vor ihm ausgebreitet hatte. Seine Haltung war ausgesprochen unfreundlich, ja sogar feindselig. Die junge Fürstin saß sehr gespannt da.

Er gibt zwar zu, daß Bisra Kolokomi ein mächtiger Zauberer ist, gesteht aber auch, daß sein strenges Regiment mehr gefürchtet als beliebt ist. Es seien genug Leute da, die dem Edlen der Tibbu den Tod an den Hals wünschen. Man würde sich lieber von seiner jungen Frau regieren lassen als von dem alten Tyrannen. Offenbar gewinnen auch hier die Frauen die Oberhand. Wir Männer scheinen langsam abzuwirtschaften.“

Eigbrecht schmunzelte. „Hast du das Angebot abgelehnt?“

„Natürlich, denn jedes Volk hat die Regierung, die es verdient. Er ist darüber sehr betrübt. Als besiegter Häuptling, meint er, sei er bereits so gut wie abgesetzt und ist übrigens der Ansicht, daß wir von dem Edlen kein Entgegenkommen zu erwarten haben. Er wird uns nicht einen Mann stellen. Und wenn doch, dann nur, um uns zu berauben. Er ist, wie alle, der Ansicht, daß wir nur in dieses Land gekommen sind, um irgendwelche Schätze zu stehlen. Sie schließen eben von sich auf andere!“

Ein solcher Standpunkt war nicht erfreulich. Die Zeit drängte. Das Raumschiff mit Birger Mundus und seiner Mannschaft mußte bereits unterwegs zum Mond sein. Da schien es bei der feindseligen Einstellung der Eingeborenen nicht ratsam, die kostbaren Instrumente weit wegzuschleppen und noch dazu die Stoßkraft der Mannschaft zu schwächen, indem man sie auseinanderriß.

Eigbrecht führte sofort eine kurze Besprechung mit Dr. Kibitzki, der sich dafür aussprach, hierzubleiben. Sie waren ja schon immerhin zweitausend Meter hoch, die Luft war wundervoll trocken und konnte ein paar hundert Meter höher auch nicht viel besser sein. Also entschied Eigbrecht, daß man blieb.

Nach Lage der Dinge war das der vernünftigste Entschluß, er fand auch ungeteilten Beifall. Nach gemeinsamer Besprechung wurden die beiden Maschinen so weit auseinandergeschoben, daß ein genügender Zwischenraum blieb, um das umfangreiche Spiegelfernrohr zu montieren. Für alle Fälle bedeutete diese Konstellation auch eine Art Seitendeckung.

Die Montage ging in den nächsten Stunden unter Leitung von Dr. Kibitzki flott und ungestört vonstatten. Weit und breit ließ sich kein Tibbu sehen.

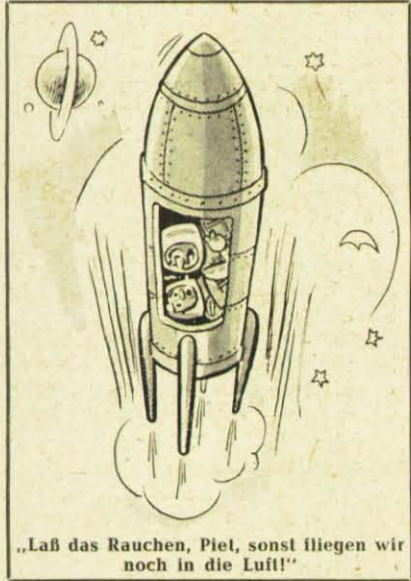
Trotzdem war Eigbrecht nicht geneigt, das als günstiges Zeichen zu werten. Er glaubte vielmehr, daß sich die Tibbu nur um so gründlicher vorbereiten würden. Wahrscheinlich wollten sie bei einem zweiten Zusammenprall besser abschneiden. Und der Häuptling bestätigte auch diese Ansicht.

In fiebriger Eile wurden Vorkehrungen getroffen, sich notfalls zu verteidigen. Mehrere Maschinenpistolen lagen griff- und schußbereit zur Hand, und auf dem Deck eines der Flugzeuge wurde ein MG drehbar befestigt. Die eigentliche Gefahr war bei der Überlegenheit ihrer Bewaffnung gering, wenn man sich nur nicht wieder so überraschen ließ wie gestern. Aber war Kampf wünschenswert?

Selbstverständlich nicht! Denn einmal gehörte den Tibbu der Grund und Boden, auf dem man sich befand. Dann lag allen viel daran, ungestört in den nächsten beiden Nächten am Fernrohr arbeiten zu können. Ferner war es immer und unter allen Umständen menschlicher, ohne die verdammte

Knallerei auszukommen. Einfach schießen kann jeder Dummkopf. Infolgedessen war Eigbrecht auch gewillt, selbst unvorteilhafte Abmachungen in Kauf zu nehmen, nur um Frieden und ungestörte Arbeit einhandeln zu können.

Gegen Mittag ging es dann los. Zunächst brauste aus einer Felschlucht, die einen Kilometer entfernt



lag, ein Trupp Reiter, lanzen- und flintenschwingend, mit dazugehörigem Gebrüll daher. Sie hielten aber in respektvoller Entfernung an, als ihnen Eigbrecht und Bergmann mit zwei weiteren Fliegern und dem Tibbuhauptling entgegneten und ihre umgehängten Maschinenpistolen auf die Heranreitenden richteten.

Der Anführer der Reiter rief ihnen etwas zu, und Bergmann übersetzte, daß der Edle Bisra Kolokomi geruhe, sich persönlich herzubemühen. Man möge seinen Empfang vorbereiten. Nun, das tat man. In doppelter Hinsicht sogar. Und der Häuptling mußte ihnen zurufen, daß der Edle jederzeit willkommen sei. Aber nur mit kleinem Gefolge und wenn, in friedlicher Absicht nahend.

Der Trupp entfernte sich daraufhin wieder, wahrscheinlich zur Berichterstattung. Eine halbe Stunde später quoll dann aus derselben Felschlucht ein schier endloser Zug von Reitern und Fußvolk hervor. Man gab es auf, sie zu zählen, und schätzte sie schließlich auf rund tausend. Also eine Anzahl, die im vorliegenden Falle jede Feldschlacht entscheiden mußte. Noch bedrohlicher wirkte es, daß sich der Heeresstoß rings um das Lager in vielleicht zweitausend Meter Entfernung aufbaute und somit offen strategische Absicht kundtat.



Aus dem Zentrum aber löste sich eine kleine Reitergruppe und hielt auf Eigbrecht zu. Wie üblich waren alle tief verschleiert und machten dadurch einen doppelt finsternen Eindruck.

Selbstverständlich ruhte im Lager jegliche Arbeit. Alle hatten sich, gar nicht einmal unauffällig, zu den Waffen begeben und warteten auf den Ablauf der Dinge.

Ohne Anzeichen von Furcht kam der kleine Reitertrupp bis in das Zentrum des Lagers. Man hatte des guten

Eindrucks wegen dem gefangenen Häuptling die Fesseln abgenommen und ihm seine Waffen wiedergegeben. Er ging auf den ersten Reiter zu, machte eine tiefe Verbeugung und hielt ihm die Zügel, als er abstieg.

Doch der Vermummte, der nur Bisra Kolokomi sein konnte; würdigte den Häuptling keines Blickes, ging auf Eigbrecht zu und musterte ihn schweigend. Inzwischen stiegen auch die anderen von den Pferden.

Eigbrecht hatte sich bereits vorher aus vielen Decken und einigen Kissen so etwas wie einen gemütlichen Sitzplatz bauen lassen, in dessen Mitte ein sehr reichhaltiges Essen bereitstand.

Bergmann murmelte mit dem Schatz seiner hundert Vokabeln eine Begrüßung, und der Edle setzte sich. Ihm gegenüber nahmen Eigbrecht und Bergmann Platz. Von den begleitenden Tibbu setzte sich nur noch eine kleine schwächliche Gestalt. Die anderen blieben stehen.

Bergmann forderte sie auf, zuzugreifen, was sie dann auch taten. Beide lüfteten zu diesem Zweck ihren Gesichtsschleier, und das mürrische, sauerköpfige Gesicht des alten Heiligen kam zum Vorschein. Die andere Person aber war eine Frau, eine jugendliche, hübsche Tibbu mit großen, mandelförmigen Augen. Sicherlich war es die Fürstin, deren Regentschaft erwünschter war als die des Alten.

Während die junge Edle ihre Blicke freundlich und aufgeschlossen umherschweifend ließ und die kleinen Kostbarkeiten der abendländischen Delikatessen mit Behagen vertilgte, zeigte sich der Alte so unangenehm, daß schon Humor dazugehörte, um ihm

also sehr mächtig und sicher zu fühlen.

Die hübsche junge Fürstin blickte denn auch erstaunt und etwas ängstlich auf Eigbrecht, dessen Bierruhe sie einfach nicht begriff.

Dieser tat, als hätte er gar nichts bemerkt, lächelte die dunkeläugige Schöne freundlich an und machte sich weiter über das Essen her. Dabei sagte er zu Bergmann: „Max, ich habe eine neue Idee. Wir werden diesem alten Flegel eins auswischen, daß er spuckt wie ein Walroß. Wir haben dem gefangenen Häuptling unrecht getan, als wir seinen Vorschlag ablehnten. Gib der Kleinen da drüben sofort den Seidenschal, den du um den Hals trägst. Sie hat ihn sehnsüchtig genug angestaunt. Dann bringe ihr einen Karton Schokolade und die große Flasche Kölnischwasser aus meinem persönlichen Gepäck. Die Revolution beginnt!“

Schmunzelnd erhob sich Bergmann, piff vor Vergnügen laut vor sich hin und überreichte der jungen Edlen mit tiefer Verbeugung die erwähnten Geschenke. Sie nahm sie mit glänzenden Augen entgegen. Das harte, anspruchslose Leben in diesen Wüstenstrichen hatte ihr nichts Ähnliches zu bieten. Außerdem war sie einmal — wie man später erfuhr — längere Zeit in Tripolis gewesen und hatte eine Menge von der Zivilisation zu sehen bekommen. Daher stammte auch die erstaunliche Gewandtheit, mit der sie später Dispositionen traf. Als Bergmann jetzt, mit vorsichtigen Seitenblicken auf ihren immer noch herumstreichenden Ehegemahl, dolmetschte, daß der weiße Herr sie gern einmal allein sprechen

hätten erwartet, daß er uns auch noch die Hemden und Hosen ausziehen würde, und sind ihm dankbar, daß er darauf verzichtet. Trotzdem müssen wir uns das alles sorgsam überlegen. Wir werden die ganze kommende Nacht nicht schlafen und angestrengt darüber nachdenken. Morgen vormittag kann er sich dann unsere Antwort abholen, die wahrscheinlich zustim-



mend sein wird. — Bringe es ihm so bei. Wir haben, wenn er darauf eingeht, erst einmal volle vierundzwanzig Stunden gewonnen!“

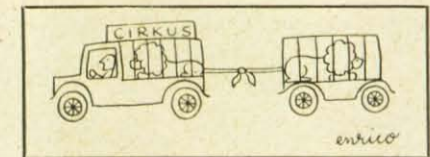
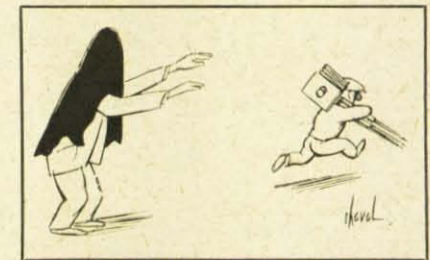
Bergmann verkniff sich ein Lachen und dolmetschte lebhaft und übertrieben höflich.

Da glitt zum erstenmal ein verstecktes Grinsen über die ledernen Züge des räuberischen Alten. Er warf Eigbrecht noch einen verächtlichen Blick zu, winkte seiner Frau wie einem Hund und schritt zum Pferd. Er ließ sich von dem Tibbuhauptling den Steigbügel halten, versetzte ihm aber zum Dank dafür einen Tritt ins Gesicht. Dann wendete er sein schönes Pferd und ritt davon.

Die junge Fürstin knüpfte wieder ihren Schleier vor das Gesicht, steckte schnell noch ein Stück Schokolade in den Mund und rief Eigbrecht etwas zu, das Bergmann mit „heute nacht!“ übersetzte. Dann jagte sie dem Edlen nach.

Nur ungefähr die Hälfte der aufmarschierten Krieger folgte Bisra Kolokomi. Die anderen blieben im weiten Umkreis liegen und richteten sich anscheinend auf so etwas wie eine Belagerung ein.

„Der Alte wird sich wundern!“ sagte Eigbrecht nur und blickte dem merkwürdigen Paar nach. Dann rief er: „Kameraden, bis auf die ständige Wache



am MG bitte alle an die Arbeit. Bis morgen haben wir Ruhe!“

Er selbst aber nahm jetzt den Tibbuhauptling beiseite und fing mit Bergmanns Hilfe an, auf ihn einzureden.

Das größte Abenteuer aller Zeiten

Zur selben Zeit, zu der sich die nicht ungefährliche Komödie im Innern des geheimnisvollen Tibbulandes Tibesti anbahnte, hatte sich 12 000 Kilometer entfernt am Südpol das große Ereignis

Fortsetzung Seite 17

Erdsatellit im Goldmantel

Können Erdsatelliten ihr Raumfahrt-Abenteuer heil überstehen? Bisher verneinte man das, denn man war gemeinhin der Auffassung, beim Zurückfallen zur Erde müsse der Satellit in der durch die Luftreibung entstehenden ungeheuren Hitze wie ein Komet verbrennen. Wissenschaftler der Rand Corporation, die Forschungsarbeiten für die US-Luftwaffe durchführen, sind allerdings inzwischen zu anderer Meinung gekommen. Sie haben errechnet, daß der rund zehn Kilo schwere Erdsatellit (Durchmesser: 50 cm) eine Höchstgeschwindigkeit von 29 000 km/st erreicht, wobei seine Oberflächen-Temperatur nicht höher würde als gut 1000 Grad Celsius. Neuartige Metall-Legierungen, die man beim Bau von Flugzeugturbinen verwendet, halten dieser Hitze ohne weiteres stand.

Wenn man also den Satelliten, der 1958 von den USA auf die Reise geschickt werden soll, unbeschädigt zurückverhalten will, braucht man ihn nur aus solchen Legierungen zu fertigen. Man könnte ihn dann sogar mit Kameras versehen und hätte nach seiner „Heimkehr“ phantastische Filmaufnahmen von unserem alten Globus, aufgenommen im Welt-raum. Doch unabhängig davon, welche Legierung man auch wählen wird, auf jeden Fall will man den Satelliten mit einer dünnen Schicht reinen Goldes überziehen. Zuerst hatte man an Silber gedacht; aber Gold reflektiert das Sonnenlicht besser und wird nicht so schnell matt.

nicht mindestens eine Schüssel mit Gulasch über den Turban zu stülpen. Während seine Blicke schief und lauernd die Umgebung musterten, griff er lässig hier und da zu, kaute mit langen Zähnen und spuckte die besten Sachen einfach wieder von sich, als habe man ihm Abfälle angeboten.

Um zur Sache zu kommen und ihn abzulenken, ließ ihn Eigbrecht durch Bergmann mehrmals anreden. Aber er tat, als ob er gar nichts hörte. Doch Eigbrecht blieb kalt wie eine Hundeschnauze und gab einem der sich bereit haltenden Flieger die Weisung, nunmehr die Geschenke für den Edlen von Tibesti zu bringen.

Unmittelbar darauf lagen sie vor Bisra Kolokomi. Ein moderner Karabiner mit 200 Schuß Munition, ein guter Feldstecher, zwei Pfund bester Pfeifentabak, ein breiter Ledergürtel mit blanker Schnalle, ein prachtvoller goldener Phantasieorden, eine nach bestem geographischen Wissen gemalte Landkarte der Sahara mit Tibesti im Mittelpunkt und eine Fünfliterkruke Wein. Obgleich auch die Tibbu Mohammedaner waren, wußte Eigbrecht nur zu gut, wie gern das Alkoholverbot des Korans umgangen wurde.

Aber Bisra Kolokomi warf nicht mehr als einen kurzen, verächtlichen Blick darauf. Dann erhob er sich, versetzte den Geschenken einen Fußtritt und ging langsam zu den Flugzeugen hinüber, um sie sich anzusehen.

Diese verächtliche Geste war nicht nur unhöflich im höchsten Maße, sondern ein Akt von solcher Feindseligkeit, daß sie nach den ungeschriebenen Gesetzen der Wüste nur mit Blut zu sühnen war. Der Edle schien sich

würde, verstand sie ihn zunächst wohl falsch. Denn ihr zunächst erstaunter Gesichtsausdruck ging plötzlich in ein ironisches Lächeln über, dem eine kokette Musterung von Eigbrechts Außenem folgte.

Diesem war das nicht entgangen. „Menschenskind, Max, sie denkt, ich will was von ihr. Sag ihr, daß es um ganz etwas anderes geht!“

Bergmann beeilte sich auch, der Dame das zu erklären. Die Fürstin wurde nachdenklich, sagte dann aber nach einem letzten Seitenblick auf ihren Herrn und Gebieter zu. Wie sie es möglich machte, war ihre Sache.

Dann kam Bisra Kolokomi an die „Festtafel“ zurück, setzte sich gar nicht erst wieder, schaute in die Weite, als ob Eigbrecht und seine Männer überhaupt nicht da wären, und verkündete seine Forderung, die Bergmann staunend übersetzte.

„Also, er fordert von uns die beiden metallenen Vögel, dann das Ding, das wir da aufbauen, also unser Fernrohr, unsere gesamten Lebensmittel, alle Waffen, das gesamte Lederzeug einschließlich unserer hochschäftigen Stiefel und pro Person so viel Gold, wie jeder tragen kann. Wenn wir das getan haben, will er wohlwollend überlegen, ob wir leben dürfen!“

Eigbrecht machte ein Gesicht, als ob er plötzlich entdeckte, daß er der einzige Normale in einer Irrenanstalt sei, sagte dann aber ruhig und beinahe salbungsvoll, um sich nicht durch höhnischen Tonfall zu verraten: „Erwidere diesem Urgroßvater aller habgierigen Gauner, daß wir seine Forderungen als überaus bescheiden ansehen. Wir

WAHRE GESCHICHTEN

Ausflug mit Hindernissen

„Weißt du“, sagte der junge Luigi Vigano aus Mailand in Italien am Samstag zu seiner Braut, „... wir fahren morgens an den Gardasee. Mit dem Motorroller.“ — „Ja“, flüsterte die Schöne und freute sich. Der Sonntag kam. Luigi nebst Braut bestiegen das Fahrzeug. Sie fuhren. Und endlich kamen sie auch an. Nach Stunden. In einer idyllischen Trattoria hielten sie ihre erste Rast. Luigi trank Wein. Als er aber seine Augen wieder vom Glas hob, sah er, wie ein elegant gekleideter Herr einen großen Wagen bestieg... und seine Brieftasche verlor. Luigi rief seiner Braut zu: „Moment mall!“ und rannte los. Ehe er allerdings an der Brieftasche war, war auch der Wagen um die Ecke verschwunden. Was nun? Luigi schwang sich auf seinen Roller und brauste davon, dem Wagen nach. Beinahe holte er ihn auch ein. Er hupte und winkte. Aber offenbar mißverständnis das der elegante Herr. Statt zu halten, fuhr er nur schneller. Zu allem Unglück sperrte auch noch eine Bahnschranke Luigis Weg. Der Junge betrachtete die Brieftasche. 350 000 Lire, aber keine Adresse war dabei. Also gab's nur eins: ihm weiter nach. Da kam das zweite Unglück. Zwei motorisierte Polizisten stoppten Luigi. Der zeigte ihnen die Brieftasche und zeigte auf den Wagen. Die beiden gaben Gas, überholten mit ihren starken Maschinen schließlich nach einer halbsprecherischen Fahrt auch den Straßenkreuzer, hielten ihn an und übergaben dem Herrn seine Tasche. Der fiel aus allen Wolken, dankte und wollte auch Luigi danken... Aber der Junge war schon längst auf dem Rückweg. In der Trattoria saß die Braut und weinte herzzerreißend. Luigi war 300 km gefahren.

Dauerkarte

„Die gilt aber nicht mehr“, sagte der Kontrolleur eines Kinos in der kleinen englischen Stadt Hounslow zu einer älteren Dame und meinte damit eine dreizehn Jahre alte Eintrittskarte. „Aber warum nicht?“ protestierte die Frau. „Als ich die Karte kaufte, fiel die Vorstellung wegen Luftalarm aus, und man sagte mir, ich könnte die Karte an irgendeinem anderen Tag benutzen.“ Der Kontrolleur: „Aber doch nicht nach 13 Jahren.“ Die Dame dagegen: „Ich habe aber erst heute wieder Lust auf einen Film. Der Kontrolleur lachte und ließ die Dame passieren.“

Hilfspolizisten des Äthers

Mord über tausend Meilen

Als sich Helge Thorsdhal, kaufmännischer Angestellter einer großen Sägefabrik in der Nähe von Trondheim in Norwegen, der an diesem Abend — es ist der 17. August 1929 — an seinem Amateurfunkgerät sitzt, mit einem Funkfreund unterhält, da weiß er nicht, daß während dieses Gesprächs über den Äther sein Partner das Opfer eines Mörders wird.

Seit langer Zeit ist es für Helge Thorsdhal immer schon eine besondere Freude, wenn es ihm gelingt, mit seinem Funkfreund Don Antonio Alvarez in Verbindung zu treten.

Don Antonio ist der Besitzer einer Zuckerplantage in der Nähe von Cujabá am Rande des südamerikanischen Fieberschungels des Matto Grosso. Es ist eine seltsame exotische Welt, gefährvoll und abenteuerlich, in der der alte Plantagenbesitzer lebt.

Don Antonio hat eine Eigenschaft, die Helge immer wieder beeindruckt: die Genauigkeit und Präzision, mit welcher der alte Mann von seiner Fazenda mitten im Urwald die Dinge zu schildern versteht.

So gewinnt Helge im Laufe der Zeit eine genaue Vorstellung der Umgebung, in der Don Antonio lebt. Helge kennt so auch bis in alle Einzelheiten die Räumlichkeiten des Zimmers, in dem das Amateurfunkgerät des alten Mannes steht.

Er weiß, daß rechts im Zimmer sich eine kleine Bar befindet, aus der Don Antonio sich ab und zu während der langen Zeit, die er vor seinem Gerät verbringt, einen scharfen Zuckerrohrschnaps zu genehmigen pflegt. Auch daß sich ein Spiegel direkt über der Sendeanlage befindet, weiß Helge Thorsdhal.

Daß aber dieser Spiegel, den Don Antonio angebracht hatte, um sehen zu können, wer durch die Veranda in sein Zimmer eintritt, einmal einen Mord sollte aufklären helfen, das wußte Helge an diesem Abend noch nicht.

Wie immer gelingt es Helge auch heute, sich nach verhältnismäßig kurzer Zeit mit Don Antonio über den Äther in Verbindung zu setzen.

Helge, der wie fast immer bei seinen interessanten Gesprächen mit Don Antonio sein Gerät auf Dauerempfang gestellt hat, hört in den Äther hinaus. Er vernimmt noch, wie Don Antonio so ganz beiläufig, aber mit der bei ihm gewohnten Präzision erwähnt:

„Eben bekomme ich Besuch. Ein Mann kommt durch die Veranda in mein Zimmer. Er sieht aus wie ein Mexikaner. Sein linkes Ohr fehlt, und ich glaube...“

Das sind die letzten Worte, die Helge Thorsdhal in Trondheim von seinem alten Funkfreund Don Antonio Alvarez aus dem Urwald des Matto Grosso vernimmt.

„Eine Störung“ — denkt Helge und versucht, durch Drehung des Kondensators wieder die Verbindung herzustellen. Aber der Apparat bleibt stumm. Auch am nächsten und übernächsten Abend gelingt es ihm nicht. Auch in den nächsten Wochen nicht.

Eines Tages erhielt Helge eine Zeitung aus São Paulo. Es ist nichts Außergewöhnliches, denn er hat dort einen Freund, der vor Jahren aus emigrierender ist und der ihm aus alter Anhänglichkeit in Abständen diese Zeitung aus São Paulo zuleitet.

Er blättert darin und stößt plötzlich im Innern des Blattes auf eine kleine Notiz mit der Überschrift: „Noch keine Spur des Mörders von Matto Grosso.“

Und mit wachsender Erregung liest er weiter:

„Trotz aller nur denkbaren Bemühungen ist es bis heute noch nicht gelungen, den Täter zu ermitteln, der am 17. August 1929 den Plantagenbesitzer Don Antonio Alvarez auf seiner Fazenda durch einen Messerstich hinterrücks getötet hat. Vermutlich ist dieser Täter über die bolivianische Grenze entkommen.“

Helge Thorsdhal läßt die Zeitung sinken, sie trägt das Erscheinungsdatum des 21. November 1929. Er springt auf und blättert fieberhaft in einem kleinen Buch, in welches er alle geführten Funkgespräche einzutragen pflegt. Und da steht es: „17. August 1929... letztes Gespräch mit Don Antonio Alvarez in Cujabá. Station plötzlich ausgefallen. Wahrscheinlich technische Störung des dortigen Geräts.“

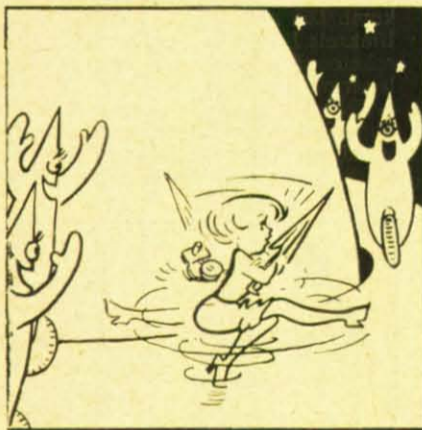
Schon am folgenden Tag ist ein ausführlicher Bericht von Helge Thorsdhal an die Polizeidirektion in São Paulo unterwegs. In ihm steht die genaue Beschreibung des Mannes, des „Mexikaners mit dem fehlenden linken Ohr“, die ihm Don Antonio wahrscheinlich als letzte Beobachtung seines Lebens so genau geschildert hat.

Weitere sechs Wochen später wird Helge von dem Polizeichef von São Paulo mitgeteilt, daß der Mörder in São Laurencio verhaftet werden konnte und ein Geständnis ablegte.

GABY, DAS ATOMMÄDCHEN

Eine lustige Bildgeschichte von Eres

4. Fortsetzung



Die Saturner sind ganz platt. Was sie für 'ne Technik hat.



Mit dem Schirme in der Hand Wirbelt sie bis an den Rand.



Aber plötzlich geht es schief, Gaby rutscht und fällt recht tief.



Doch ein Blitzstrahl des Radars Wird zur Brücke den Mars.



Abwärts steigt sie flink und leicht, Bis ihr Fuß den Mars erreicht.



Eine Untertasse schwimmt, Die sich Gaby schleunigst nimmt.



Und behoben ist die Not: Gaby hat ein schickes Boot.



Sie durchfährt ganz mühelos Marskanäle auf dem Floß.

(Fortsetzung folgt)

DER TAG NULL

Fortsetzung von Seite 15

abgespielt, das Hintergrund und Veranlassung der Expedition Tibesti war. Das Weltraumschiff des Bürger Mundus war zum Flug auf den Mond gestartet!

So peinlich und enttäuschend auch das vorzeitige Ende des ersten Fluges gewesen sein mochte, so hatte der Versuch doch gezeigt, daß das Raumschiff sämtlichen Anforderungen genüge und sehr zuverlässig funktionierte. Lediglich einige zwanzig der Schutzpropeller waren durch Meteorschlag ausgefallen und — wie es vorgesehen war — mühelos ausgewechselt worden. Aller Nerven waren dadurch etwas ruhiger geworden. Die ungeheure, aus dem Gefühl einer Premierenstimmung erwachsene Spannung



war durch das hinzukommende Stück Gewißheit zur reinen Tatfreude geworden.

Die Organisation und Besatzung blieben dieselben wie beim ersten Flug. Außer Mundus flogen der Chefingenieur Dr. Wieland, der Arzt Martini, der Pilot Gerhard Walter, der deutsche Astronom und Mondforscher Professor Richter, der Reporter Douglas Norman als Kameramann sowie die dänischen Techniker Rasmussen, Halvorsen und Peterson mit. Man hatte etwas geschwankt, ob die Dankbarkeit gegen den 13jährigen Bob Miller nicht so weit gehen sollte, ihm die Sensation des Fluges auch zu gönnen, aber die Vernunft entschied, daß er zu bleiben hatte. Ein Flug zum Mond, und noch dazu der erste, war kein Ausflug ohne Strapazen und Gefahren. Man war darauf gefaßt, vierundzwanzig Stunden und noch länger in den Mondanzügen herumzulaufen. Das bedeutete eine riesengroße Anstrengung, die ohne scharfe Dop-Mittel gar nicht durchzustehen war. Kreislauf und andere Körperfunktionen mußten durch massive Medikamentgaben reguliert werden. Das alles ließ sich mit den kräftigen Körpern gesunder Männer schon ein-

Ganz unverändert

Benjamino Gigli kam aus USA zurück und traf in Florenz einen alten Bekannten, der vor Jahrzehnten auch einmal in New York gesungen hatte.

„Ach, das waren Zeiten!“ erinnerte sich der alte Künstler. „Vor der Metropolitan hat man mir damals die Pferde ausgespannt. — Ist das heute auch noch so.“

„So ähnlich“, nickte Gigli. „Mir hat man vor der Oper das Auto gestohlen!“

Gewonnen!

Einmal wettete Charlie Chaplin, den Präsidenten Coolidge, der wegen seines sprichwörtlichen Ernstes bekannt war, zum Lachen bringen zu können.

Als er ihm im Weißen Haus vorgestellt wurde und Coolidge die Hand gab, beugte er sich etwas vor, legte die andere Hand ans Ohr und sagte:

„Verzeihung! Aber ich habe den Namen nicht ganz verstanden!“

Coolidge lachte schallend, und Chaplin gewann seine Wette.

mal machen, aber nicht mit der zarten Körperlichkeit eines Dreizehnjährigen.

Die Verwaltung des Nifheims blieb unverändert, nur daß anstelle des in Tibesti weilenden Eigbrecht der Archäologe Carol Smith neben Engel die Leitung übernahm.

Genau vier Wochen nach dem ersten Start erfolgte dann der zweite. Er verlief glatt und ohne Schwierigkeiten.

Die erste halbe Stunde, in der die gesamte Lufthülle der Erde durchflogen wurde, verrann in der gleichen nervösen Geschäftigkeit, wie man sie vom ersten Flug her kannte. Trotzdem lag nun schon über jeder Hantierung, jedem Griff, jeder Schaltung die Sicherheit des Erprobten. Auch die Stunden der sich auf das Befinden sehr unangenehm auswirkenden Beschleunigung auf 30 000 Kilometer wurden diesmal mit viel ruhigeren Nerven überstanden. Schließlich blieb die Geschwindigkeit konstant, und das Raumschiff jagte in riesiger Spirale auf den Mond zu.

Zuerst hatten Mundus und Walter gemeinsam in der Führungskuppel gesessen und das Raumschiff aus der Erdatmosphäre hinausgelotst. Jetzt, im freien Weltraum, teilten sie sich in stundenweiser Ablösung in das Flugkommando.

Dr. Wieland war vom Triebwerk nicht fortzubringen. Unter der Assistenz der Dänen Rasmussen und Peterson überwachte er geradezu mit Inbrunst das Arbeiten der Raketen und die laufende Energiespeicherung aus dem tätigen Atombrenner. Der Kraftüberschuß durfte nicht zu groß werden, da hier, in dieser fliegenden Welt für sich, keine Möglichkeit zur Abgabe an kraftaufnahmefähige Objekte außerhalb ihrer Welt bestand. Je weiter sie sich von der Erde entfernten, desto geringer wirkte die Schwerkraft, desto geringer wurde auch der erforderliche Kraftaufwand für die Vorwärtsbewegung. An jenem Punkte, wo die Schwerkraft des Mondes sich stärker bemerkbar zu machen begann als die der Erde, war der erforderliche Energieaufwand sogar gleich Null. Hier mußten Bremsraketen eingesetzt werden, die in ihrer fallschirmartigen Wirkung einen Sturzflug hinunter auf den Mond verhinderten.

Alles das war noch nicht in der Praxis ausprobiert. Und es war schon zu verstehen, wenn Dr. Wieland so ziemlich der einzige an Bord war, der dem Weltraum verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit schenkte.

Die anderen taten es um so mehr. Durch mehrere zwei Meter dicke Glaswände, in die durchsichtige, strahlenabfangende Gittervorrichtungen eingeschmolzen waren, konnte der Außenraum mit seinen Wundern gut beobachtet werden. Die Fremdartigkeit der rabenschwarzen Nacht, der gleißende, von unheimlich zuckenden Gasausbrüchen umloderte Sonnenball, der ungeheuer große, zum Teil in milchbläuliche Helle, zum andern Teil in tiefblaue Nacht getauchte Erdball wirkten genau so packend und überwältigend wie beim erstenmal.

Namentlich Professor Richter, der nach kurzer Rückkehr in sein Häuschen bei Berlin gern wieder freiwillig die Gemeinschaft der Menschen um Bürger Mundus aufgesucht hatte, erging es wie beim ersten Flug. Er konnte die Wunder gar nicht fassen. Nach geraumer Zeit des Zurückblickens auf die immer kleiner werdende Erde wandte er sich nach vorn in den Führerstand, in dem gerade Bürger Mundus den jungen Walter abgelöst hatte. Hier wurde der Mond nun zusehends größer und machte jetzt schon den Eindruck, als ob man ihn durch ein großes Fernrohr bei guten Beobachtungsverhältnissen sähe. Richter staunte wie ein Kind. Er kannte jedes Gebirge, jeden Krater, jede der großen, weiten Ebenen, die „Mare“, Meer, genannt werden. Er kannte zahllose Einzelheiten, Fleckchen und Besonderheiten, hatte sie unzählige Male beobachtet und fotografiert, besprochen und darüber gerätselt, war manche stille, romantische Nacht, wo die Pflicht der Arbeit nicht das Herz bedrängte, in Gedanken auf dem Mond spazierengegangen, war am Fuß der riesenhaften Steilabstürze

der „Apenninen“ oder der „Alpen“ entlanggepilgert, hatte den Blick über die ungeheuren Weiten der Meere schweifen lassen und jetzt — jetzt sollte das alles Wirklichkeit werden!

Mundus verstand den Gelehrten nur zu gut. Es war auch nicht schwierig, in dem offenen Gesicht des Astronomen zu lesen. Aber gerade Richter war ja derjenige gewesen, der die Möglichkeit eines Fluges hinaus in den Weltraum in seinem damaligen Vortrag energisch bestritten hatte. Deshalb konnte Mundus es nicht unterlassen, in gutmütigem Spott zu fragen: „Nun, Professor, ist es nicht wert, daß man darüber staunt?“

Richter lächelte flüchtig und suchte nach passenden Worten der Entschuldigung für seinen damaligen Unglauben, die Mundus jedoch weder verlangte noch erwartete.

„Ich habe eben die Technik unterschätzt“, sagte der Astronom schließlich.

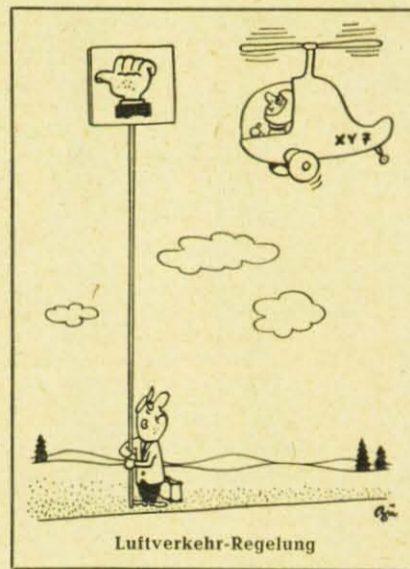
„Das tun sehr viele Menschen. Schönrednerische Schwächlinge und manche blutlosen Philosophen haben es sogar verstanden, auch größeren Kreisen sonst vorurteilsloser Menschen einzureden, daß das Heil der Menschheit an der Technik scheitert. Sie betrachten sie als den Menschen versklavend. Purer Unsinn ist das. Die Technik ist nichts als das Handwerkszeug des Gehirns, wenn man so sagen darf, und als solches phantastisch gut zu gebrauchen!“

In diesem Augenblick leuchteten auf einem großen Schaltbrett an verschiedenen Stellen winzige Lämpchen rot auf, und mehrere diskrete Klingelzeichen wurden hörbar.

„Was bedeutet das?“ fragte der Professor.

„Nichts Besonderes“, beruhigte ihn Mundus. „Diese Tafel ist nur eine Kontrollmöglichkeit für das Arbeiten von Halvorsen. Es zeigt an, daß mehrere unserer Schutzpropeller durch besonders harten Meteorschlag ausgefallen sind. Halvorsen sieht das im gleichen Augenblick auf seinem viel größeren Schaltbrett viel genauer und wechselt die schadhafte gewordenen Propeller sofort auf mechanischem Wege aus. Sehen Sie, da erlöschen schon einige Lampen — und dort auch. Er ist an der Arbeit!“

„Wie bewährt sich dieser Schutz gegenüber wirklich großen Meteoren, also dem Zusammenprall mit metergroßen Stein- oder Erzbrocken?“



Mundus verzog das Gesicht, als ob er Zahnschmerzen hätte, und sagte beschwörend: „Um Gottes willen, erinnern Sie mich nicht an diese Möglichkeit. Das ist die einzige Gefahr, die uns eventuell zum Verhängnis werden könnte. Wir mußten uns darüber hinwegsetzen und konnten es auch tun, da solche Meteore ja einmal sehr selten sind, wie Sie wissen, und zum andern die Wahrscheinlichkeit, daß so ein Biest ausgerechnet unsere Bahn in dem Punkt kreuzt, wo wir uns gerade befinden, überaus gering ist. Ich kenne jedenfalls niemand, dem einmal der berüchtigte Dachziegel auf den Kopf gefallen ist!“



Das einzige, was diesmal vorübergehend nicht so glatt arbeitete, sondern Schwierigkeiten machte, war die Temperaturanlage. Da die Seite des Raumschiffes überwiegend der Sonneneinwirkung ausgesetzt war und die andere der grimmigen Kälte des Raumes, ergab das auf der einen Seite hohen Temperaturanstieg und auf der anderen knirschend kaltes Metall. Sinnreich konstruierte Ableitungsröhren sorgten nun für einen geschickten Ausgleich in der Form, daß die Temperatur im Innern ständig 20 Grad betrug. Plötzlich jedoch wurde es heißer. Die Thermometer stiegen schnell auf 28, dann auf 30 und 33 Grad. Die Luft begann stickig zu werden. In fiebriger Eile arbeiteten die Techniker daran, den Fehler zu finden. Sie nahmen sich nicht einmal Zeit, den Lederdreß, den jeder trug, auszuziehen. Bald rann ihnen der Schweiß in Strömen vom Körper. Die Temperatur stieg auf 40 und 45 Grad. Es war nicht abzu-sehen, wo sie haltmachen würde. Die Gefahr, zu verschmoren, war urplötzlich ganz groß. Schon wollte Mundus den Befehl zum überstürzten Rückflug geben, als Halvorsen den Fehler entdeckte und im Handumdrehen beseitigte. Langsam sank die Temperatur und hatte dann auch nach einer Viertelstunde die Normalhöhe wieder erreicht. Zwar ging man schnell zur Tagesordnung über — es gehörten eben eiserne Nerven dazu, um ständiger Todesgefahr gleichmütig zu begegnen —, aber das Beispiel zeigte deutlich, wie auch kleinste Fehler und Unregelmäßigkeiten im Arbeiten der Apparaturen von verhängnisvoller Wirkung sein konnten.

Die Stunden vergingen. Von Zeit zu Zeit wurde Sprechfunkverbindung mit dem Nifheim aufgenommen, die ein-stweilen noch leidlich gut funktionierte.

Die äußerste Anspannung aller Nervenkräfte hatte doch alle etwas mitgenommen. Dr. Martini, der laufend Herzuntersuchungen vornahm und den Blutkreislauf beobachtete sowie jeder sonstigen Auserung über das körperliche Befinden der Weltraumfahrer peinlichst genau nachging, glaubte zunächst noch, mit starkem Kaffee auskommen zu können. Er erreichte damit auch eine deutliche Auffrischung der Lebensgeister aller.

Das äußere Bild hatte sich immer mehr gewandelt. Zwar hing die Erde noch als imponierend gewaltige Kugel im Dunkel der Raumnacht, war aber doch mächtig in den Hintergrund gerückt. Der Mond hingegen bedeckte bereits als riesige, grell beleuchtete Fläche den größten Teil des in der Flugrichtung sichtbaren Himmels. Überdeutlich traten nun die gewaltigen Gebirgsketten hervor, die, soweit sie nicht von der über dem Mond hochstehenden Sonne voll ausgeleuchtet wurden, pechschwarze Schatten über die ausgedehnten Maria (Meere) warfen.

(Fortsetzung folgt)

JÄHRLICH 70000 SKLAVEN

Der Beduine Abd el Krim begrüßt uns kühl. Allein würde ich ihm nicht trauen, aber Mr. Douglas kennt ihn. Äußerste Zurückhaltung ist die Art dieser Männer. Er führt uns in ein größeres Zelt und setzt uns in starkem, süßen schwarzen Kaffee vor. Draußen herrscht ein mächtiger Lärm. Mr. Douglas und Abd el Krim verhandeln auf arabisch. Ich verstehe kein Wort. Aber ich weiß von Mr. Douglas, daß es um maurische Waffen und Teppiche geht.

Nach einer Weile verlassen wir das Zelt wieder. Der Beduine gibt einige Befehle, und zwei Schwarze bringen einige kleinere und größere Ballen und Pakete, die von unseren beiden Leuten im Auto verstaut werden. Ich habe derweil etwas Zeit, mich umzusehen.

In einem Zelt höre ich schreckliches Geschrei — dann so etwas wie Peitschenhiebe und wieder Geschrei. Da zwilchen Stimmengewirr. Durch den Spalt kann ich in das Innere des Zeltes sehen. Mir gefriert das Blut in den Adern. Einige Ampeln beleuchten eine düstere, aber gelbe mittelalterliche vorkommende Szene.

Auf der Erde krümmt sich ein nackter Neger, über dem ein anderer riesenhafter schwarzer Kerl steht und kräftig auf ihn einschlägt. Auf der einen Seite stehen zusammengekauert mit ängstlichen Blicken etwa 30 Schwarze, ebenfalls völlig nackt. Männer, Frauen und ältere Kinder. Sie alle tragen starke Fesseln. Vor ihnen unterhalten sich höchst lebhaft und gestikulierend drei Beduinen. „Aha, die feilschen jetzt um die Sklaven!“

Die Beduinen gehen zu den Negern. Befassen ihre Muskeln, reißen ihnen den Mund auf, um das Gebiß zu prüfen, und stellen fest, ob die Neger nicht etwa eine Geschlechtskrankheit haben. Einige Negerstämme sind schwer syphilitisch verseucht. Das mindert ihren Preis erheblich.

Hier werden sie verkauft — verhandelt wie bei uns zu Lande Pferde und Rindvieh auf einem Viehmarkt. Mir geht das nur noch im Reichenmarkt, wie ich ihn nur so in der reichsten geschichtlicher Vergangenheit vermutete.

Meine Hand zuckt zur Pistole. Da möchte ich dreinschießen. Aber ich halte an mich. Was wäre damit geholfen? Nichts, ich würde nie mehr heimkehren, Mr. Douglas wahrscheinlich auch nicht. Und der Sklavenmarkt ginge nach einem kleinen Intermezzo um so ruhiger weiter. Auch hatte Mr. Douglas wirklich nicht verdient, daß ich ihm jetzt Scherereien mache.

Wenige Minuten später habe ich Gelegenheit, meinem Begleiter meine Entdeckung zuzuflüstern.

„Sie wollten doch so etwas einmal sehen. Nun haben Sie sich durch eigenen Augenschein überzeugt.“

„Und das wird stillschweigend geduldet?“ Ich bin fassungslos.

„Stillschweigend natürlich nicht“, entgegnet Mr. Douglas. „Ich sagte Ihnen ja, daß die Sklaverei bekämpft wird. Aber um diesen Sklavenmarkt hier aufzuheben, muß man erstens wissen, wann er hier abgehalten wird. Solche Zeitpunkte werden streng geheimgehalten. Zweitens muß man ihn finden — bei Nacht, denn tagsüber werden Sie keine Sklavenkarawane ziehen sehen, wegen der Polizeiflugzeuge. Da verkriechen sie sich irgendwo. Und dann müßte bei dieser Menge Beduinen und Schwarzer, die hier herumlaufen, mindestens eine ganze Polizeikompanie anrücken, um das Nest auszuheben.“

Im übrigen möchte ich gar nicht hoffen, daß gerade jetzt die Polizei kommt.“

„Weshalb denn nicht?“

„Weil wir dabei sind. Und man würde

uns unweigerlich mit für Sklavenhändler halten. Und bei Weißen gibt man da nun im geringsten Pardon.“

„Was kostet denn so ein Sklave?“
„Na, wir können ja mal hören. Vielleicht erzählt Ihnen Abd el Krim etwas vom Sklavenhandel.“

Ein Sklavenhändler erzählt

Wir sitzen wieder in dessen Zelt bei Kaffee und Zigaretten. Der Beduine blickt zunächst höchst mißtrauisch auf mich und dann auf Mr. Douglas. Der beruhigt ihn aber schließlich. Abd el Krim spricht plötzlich englisch, nachdem ihm Mr. Douglas einige arabische Worte gesagt hat.

„Was wollen Sie sich entrüsten?“ wendet er sich an mich. „Meinen Sie, wir wissen nicht, was in der Welt sonst an Unrecht geschieht?“

„Das alles berechtigt Sie doch nicht, hier verbotenen Sklavenhandel zu treiben.“ Ich bekomme einen Schreck vor meiner eigenen Courage. Bin ich zu weitgegangen? Aber der Beduine antwortet ganz ruhig.

„Diese Schwarzen leben als Sklaven nachweislich weit besser als in ihren fürchterlichen Dörfern. Sie haben gesichertes Auskommen, und sehr vielen tut ärztliche Betreuung not. Sie sind nicht mehr den Gefahren des Urwaldes ausgesetzt und steigen aus ihrer Primitivität auf. Also ist die Sklaverei für sie nur ein Schritt aufwärts.“

Hier widerspreche ich lebhaft. „Ja, wollen denn diese Neger das überhaupt? Sie malen ihnen die Sklaverei als Glück vor. Wahrscheinlich wollen sie doch dieses sehr zweifelhafte Glück gar nicht, sondern viel lieber in ihrer Primitivität leben. Und wie ist das mit der Prügelei?“

Der Beduine verzieht sein Gesicht zu einem winzigen Grinsen. „Die gibt's zu. Das ist nicht zu ändern. Prügel gehören zum Schwarzen wie das tägliche Brot. Er ist sie gewöhnt. Glauben Sie ja nicht, daß sie sich untereinander mit Samtpfötchen anfassen. Wenn eine Negerfrau — parierte, wird sie von ihrem Mann — soweit man überhaupt davon reden kann — bis aufs Blut geschlagen. Der Stammesfürst verprügelt seine Untertanen, die vielfach seine Kinder sind, nach allen Regeln der Kunst, der Kräftigere schlägt den Schwächeren. Das ist bei denen nicht anders.“

„Nun — sollen sich doch die Neger untereinander prügeln. Das gibt anderen aber doch noch lange nicht das Recht, in ihr Leben einzugreifen, sie aus ihrem Dorfe, ihrer Familie zu reißen. Man kann ja hinziehen und sie fragen, ob sie Dienste annehmen wollen oder nicht. Wenn nicht, läßt man sie in Frieden.“

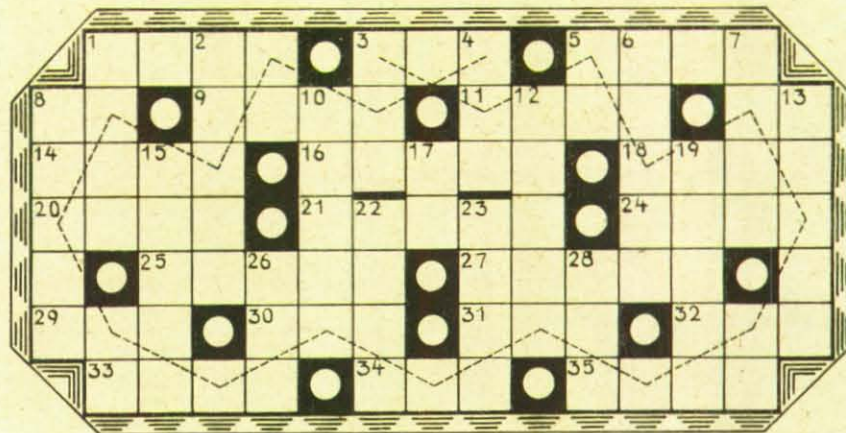
„Dann würden Sie nicht einen Sklaven für Dienstleistung bekommen. Dazu sind die viel zu faul.“

„Ja, aber der Sklavenfang und -handel ist doch streng verboten — das ist sogar Gesetz.“

„Gesetz...“ Wieder lächelt der alte Beduine maliziös. „Sie entrüsten sich über Gesetzesübertretung, über Rechtsbruch durch uns. Gewiß, es ist nach den Gesetzen verboten. Nach euren Gesetzen, nicht aber nach den unseren. Wir haben diese Gesetze weder gemacht noch erbeten. Man hat sie uns aufgezwungen. Wenn bei euch im Abendlande eine Regierung nicht anerkannt wird, so richten sich die Gegner solcher Regierung auch nicht nach Gesetz und Recht. Sie bekämpfen sie mit allen legalen und illegalen Mitteln. Für sie gilt dann nur das Gesetz des Stärkeren.“

„Euer Sklavenhandel hat nun aber wirklich nichts mit einem Gesetz des Herzens zu tun.“ (Fortsetzung folgt)

KREUZWORTRÄTSEL

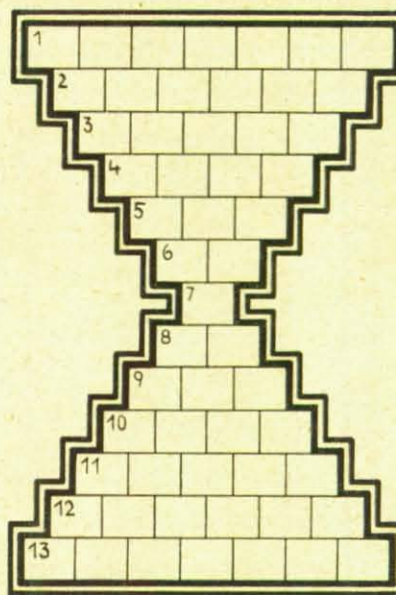


Waagrecht: 1. Gefühlsstrang, 3. Tonart, 5. den alten Germanen heiliger Vogel, 9. Fluß in Mittelitalien, 11. Schwung, 14. der Döbel (Süßwasserfisch), 16. amerikanische Universitätsstadt am Missouri, 18. Schottensdörz, 20. Heringsfisch, 21. Girtvogel, 24. Bruder Jakobs im A. T., 25. Nebenfluß der Donau, 27. Papageienart, 29. Berliner Baumeister, 30. weiblicher Vorname, 31. nordwestdeutscher Fluß, 32. butterähnliches Fett in Mexiko, 33. westfälische Industriestadt an der Haar, 34. Langgasse, 35. feines Gebäck.

Senkrecht: 1. Ziffer, 2. afrikanische Dachart, 3. Gattungsname, 4. Wild, 6. Schiffszubehör, 7. weiblicher Vorname, 8. Nebenfluß der Elbe, 10. Musikzeichen, 12. Ruhestörung, 13. weibliches Zugtier, 15. Erdteil, 17. blumige Wiese, 19. Sohn Abrahams, 22. See in Kasakstan, 23. großes Raubtier, 26. weiblicher Vorname, 28. nach nordischem Mythos der erste Mensch.

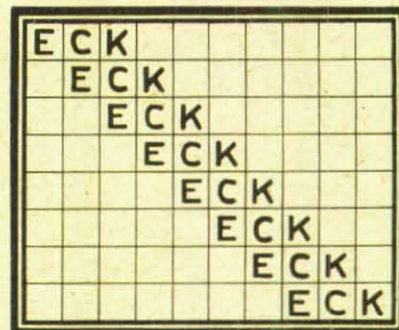
Bei richtiger Lösung ergeben die von der Linienführung im Rösselsprungwelle berührten Buchstabenfelder, im Feld 3 beginnend, ein Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell“.

DIE EIERUHR



1. Mandelgebäck, 2. Eßkastanie, 3. Dichtungsart, 4. Kalifenname, 5. Körperteil, 6. Flächenmaß, 7. Vokal, 8. Partei, 9. weiblicher Vorname, 10. Nebenfluß der Donau, 11. sächsische Fabrikstadt an der Elbe, 12. vorderasiatischer Staat, 13. Schneckenlinie.

FULLRÄTSEL



a a a a, b b b, c c c, d d d, e e e e e
e e e, f f f, g g g, h h h, i i i i i, m, n n n
r r r, s s s, t t t, u u u

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagrecht Wörter folgender Bedeutung: 1. dänischer Maler (1783—1853), 2. Feinschmecker, 3. öffentliches Signal, 4. banktechnischer Begriff, 5. Infektion, 6. Handwerker, 7. Grasmatte, 8. Hautmal.

Steht mir mein Hund nicht wirklich gut?

Lösung der Scharfsinnsprobe von Seite 6/7.

Es gehören zusammen:
1 — e 4 — c
2 — g 5 — d
3 — a 6 — b
7 — l

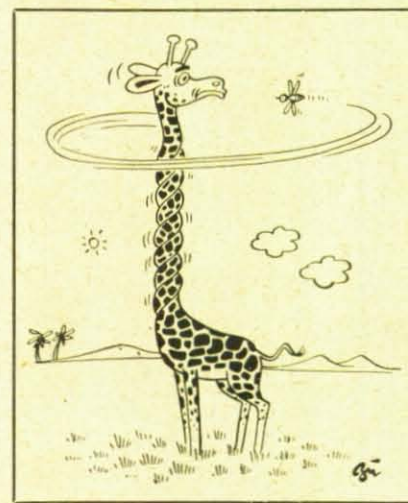
Rätsellösungen aus Nr. 3

Silbenrätsel: 1. Dekollete, 2. Alkali, 3. Sauerland, 4. Walhalla, 5. Organismus, 6. Hyazinthe, 7. Leoncavallo, 8. Diagnose, 9. Echternach, 10. Semiramis, 11. Vitalität, 12. Orthographie, 13. Lauenburg, 14. Kampanile, 15. Eigenlob, 16. Stakkato, 17. Superintendent. — Das Wohl des Volkes ist das höchste Gebot.

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 7. Fee, 8. Ufa, 11. Trense, 15. Feme, 17. Ralf, 19. Tee, 20. Base, 22. Bat, 23. Norm, 24. Etat, 25. Aron, 27. Auge, 28. Hag, 30. Toni, 31. Ith, 33. Udet, 35. Klau, 36. Ithaka, 39. Lea, 40. Uno. Senkrecht: 1. Fete, 3. Ter, 4. Hus, 5. Ufer, 10. Lee, 12. Edam, 13. Nase, 14. Ala, 16. Menage, 18. Abteil, 20. Brot, 21. Etui, 26. Noah, 27. Anna, 29. Ada, 32. Tag, 34. Tief, 35. Kanu, 37. Tat, 38. Kuh. Waagrecht 1 und 41 sowie senkrecht 6 und 9 = Luftschutz.

Pyramidenrätsel: 1. E, 2. Ei, 3. Lie, 4. Ihle, 5. Chile, 6. Sichel, 7. Silcher, 8. Schleier, 9. Fischer.

Magie im Quadrat: 1. Raab — Baar, 2. Aera — Area, 3. Aron — Nora, 4. Bank — Knab.



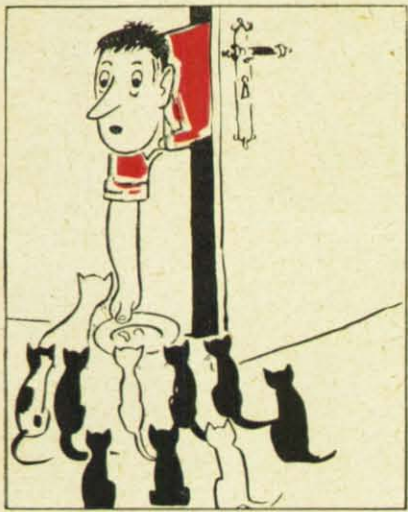
ZB Illustrierte Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägig. Im Verlag Münchner Buchgewerbe GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredaktion: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Dora Bier. Redaktion: Köln, Hansahaus am Friesenplatz, Telefon 57194. Vertriebsleitung: Eckhard Gudowius. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theaterstraße 8, Telefon-Sammelnummer 2 86 86. Telegramm-Adresse: Gablerpress, München 1, Theaterstraße 8. Verantwortlich: Erhardt Kräher. Z. Z. ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbe GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Abnahmebestellung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstr. 4. Preis sfrs. 45.— einschließlich Zustellgebühr, in Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26. Preis S 2.80 in Österreich. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14tägig. Einzelpreis 40 Pf. Jahresabonnement 10.40 DM plus örtlicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

die kleine



Mieze erbt

6000 Dollar hinterließ Lottie Conklin in Oakland (Kalifornien) mit der Bestimmung, daß ihre Hinterbliebenen dafür ihre Katze täglich morgens mit drei Krabben und abends mit Rindsniere füttern.



Der Risiko-Fall

Zweimal hat Jean Blechman aus Freeport auf Long Island schon gesunde Zwillingknaben zur Welt gebracht, jetzt reicht es ihr langsam. Darum hat sie bei Lloyd's in London (der Firma, die ja alles versichert), eine 250 000-Dollar-Versicherung gegen die Geburt eines dritten Zwillingspaars abgeschlossen. Jahresprämie: 1875 Dollar. Falls Jean tatsächlich noch einmal Zwillinge bekommen sollte, will sie die Versicherungssumme für den Bau eines größeren Hauses verwenden und sich außerdem eine Hausangestellte nehmen.



Aktueller Nachtisch

Zu den Standardgerichten der Kantine des britischen Unterhauses gehört als Nachtisch Kabinettpudding. Nach der Bildung der Regierung Macmillan stand auf der Speisekarte: „Neuer Kabinettpudding.“

Seßhaft

Eine bedenklich stimmende Feststellung machten die Ärzte bei Reihenuntersuchungen in einem amerikanischen Schulbezirk. Jeder zehnte Schüler erwies sich als zu dick. Als Grund dafür erkannten die Ärzte: „Die Bengels sitzen dauernd herum und unternehmen nie etwas.“



Auf dem Holzweg

Jagdelfrig biß der Schäferhund eines schweizerischen Zöllners an der italienischen Grenze einen Schmuggler ins Bein. Gleich darauf jaulte er vor Schmerz laut auf. Er hatte sich einige Zähne ausgegeben, weil der Schmuggler, den man später faßte, ein Holzbein hatte.

Unter Freundinnen

„Übermorgen feiere ich meinen 28. Geburtstag.“ „Gratuliere! Besser spät als gar nicht.“

G'schamig

Einen Ehekrach hatte die Polizei in Turin zu schlichten. Der Ehemann war aufgebracht: „Kurz vor der Hochzeit gestand mir meine jetzige Frau, daß sie bereits zwei Kinder habe. Bald darauf rückte sie damit heraus, daß es drei seien. In Wirklichkeit sind es aber fünf.“

„Geiger“-Bienen

Schweizer Physiker schlagen allen Ernstes vor, in der Nähe von Atomkraftwerken und -forschungsstätten Bienenkörbe aufzustellen. Man hat nämlich festgestellt, daß Bienen radioaktive Stoffe besonders stark speichern, auch dann, wenn die Luft nur Spuren davon enthält. Wenn man an den Bienenkörben Geigerzähler aufstellt, läßt sich zuverlässig feststellen, ob die Bienen nach ihrer Rückkehr von ihren Flügen radioaktiv aufgeladen sind und eine Luftverseuchung zu befürchten ist.

Kundendienst

Eine neue Bank in Chikago hat als neueste Errungenschaft eine Drehscheibe, auf der die Wagen der Kunden um 180 Grad gedreht werden, so daß sie die Bank zur gleichen Straße hin verlassen können, auf der sie gekommen sind. Der Kunde wird bedient, ohne daß er seinen Wagen zu verlassen braucht. Eine eigene Fernsehanlage gestattet einen raschen Vergleich der Scheckunterschrift mit dem im Hauptbüro deponierten Original.

Leistungssteigerung

Zur Bekämpfung des Analphabetentums legt sich die portugiesische Regierung mächtig ins Zeug. Von 1958 an darf niemand an sportlichen Wettkämpfen teilnehmen, der nicht das Ziel der 3. Volksschulklasse erreicht hat. Von 1959 an ist dafür das Examen der 4. Klasse erforderlich. Analphabeten bekommen auch keinen Führerschein.

Bleibe schlank!

Ausbrechen wollten drei Männer aus dem Gefängnis von Besançon. Sie stemmten die Gitterstäbe am Fenster auseinander, und Jean Lacoste und Paul Lafleur kletterten hinaus. Flüchtling Nr. 3 aber, André Leger (auf deutsch: Leicht), war zu dick und blieb im Fenster stecken. Unglücklicherweise rief er um Hilfe. Wärter kamen angerannt und sperrten alle drei wieder ein.

Starke Nachfrage

Die meistgefragte Telefonnummer Washingtons war im vergangenen Jahr diejenige, die man wählen mußte, wenn man die Lufttemperatur und die Wittervoraussage erfahren wollte. Sie wurde über 20 Millionen mal gewählt. Der Rekordtag war der 3. April, an dem eine Hitzewelle ihren Höhepunkt erreicht hatte. An diesem Tag wurde die Nummer über 165 000 mal benutzt.

Pensionierter Sklave

In den Ruhestand trat in Des Moines im Staate Iowa der 95jährige Schwarze „Old Doug“ Miller. In seiner Jugend hatte er noch als Sklave sein Leben gefristet. Seit 1913 diente er den Gouverneuren des Staates ununterbrochen als Bote.

die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



Eine Bitte

an unsere

Leser:

Schenken Sie den
Inserenten
dieser Zeitschrift
Ihr Vertrauen
und beziehen Sie
sich bei Ihren
Anfragen und
Einkäufen auf die



ILLUSTRIERTE



UHRARMBÄNDER

Elastofixo und

Fixoflex

DEHNBAR • VERSCHLUSSLLOS • FÜR
JEDEN ARM UND JEDE UHR PASSEND



BEIM KAUF
STEMPEL
AUF DER
INSENSITE
BEACHTEN!

ERHÄLTICH IN „GOLDANKER“-
WALZGOLD-DOUBLEE, EDEL-
STAHL UND IN 14 KARAT GOLD
IN ALLEN FACHGESCHÄFTEN

Für 60 Pfennig überall erhältlich

Wollen Sie gerade einen
Besuch im Krankenhaus machen?
Bringen Sie den stets
willkommenen Lesestoff
der beliebten
Familien-Illustrierten mit der
überreichen Themenauswahl

Das Blaue Blatt

Das Blaue Blatt

Das Blaue Blatt

Das Blaue Blatt

GESTERN:

Waffen schlugen Wunden

Aussterbendes Klingengewerbe in Solingen



Abseits der großen Straßen liegen weitverstreut in idyllischen Waldtälern des Bergischen Landes die letzten Waffenschmieden. Nur die Einheimischen kennen heute noch diese Werkstätten einer jahrhundertalten Tradition, die sich von Generation zu Generation vererbt. Heute sind die meisten Schmiedekotten nicht mehr in Betrieb. Die Technik hat die alte Handwerkskunst verdrängt. Noch bis vor 100 Jahren lagen die Schmieden ausschließlich an Wasserläufen, da fließendes Wasser die einzige Antriebskraft war. In dieser Werkstatt wurden schon seit 1416 Damaszener Klingen geschmiedet.



Ein Geheimnis war die Kunst, Damaszener Klingen zu schmieden, das der Vater seinem Sohn als wichtigstes Vermächtnis mit auf den Lebensweg gab. Im Weichbild der Klingentadt Solingen gibt es einige dieser handwerklichen Betriebe, die auch heute noch arbeiten. — Unser Bild zeigt einen Meister bei seiner schwierigen Arbeit, die größte Konzentration verlangt. Mit dem sogenannten Setzhammer überträgt er unter dem Federhammer die gewünschten Muster und Ornamente auf die Klinge. Die Herstellung einer solchen Klinge erfordert viel Zeit und Material und ist deshalb auch äußerst kostspielig.



Beim Fechtsport benutzte man früher, wenn man etwas auf sich hielt, nur echte Damaszener Klingen. Sie werden in Deutschland seit den Kreuzzügen hergestellt. Kreuzritter brachten vermutlich die ersten Originale von ihren Fahrten aus dem Orient mit. Heute ist das Damaszener Schwert auch in den Fechtclubs aus der Mode gekommen. Aber eingedenk der alten Tradition ist der Wanderpreis der deutschen Fechtsportler das hier abgebildete „Solinger Schwert“, eine prachtvolle Damaszener Arbeit, die im Jahre 1951 angefertigt wurde. Es gibt nur noch wenige Meister, die diese Kunst beherrschen.

Damaszener Klingen ... dieses Wort erweckt romantische Vorstellungen von Schlachten und Duellen, in denen Schwerter von unübertrefflicher Schönheit und Schärfe eine Rolle spielen. Schwerter, auf deren Klingen geheimnisvolle Muster und Zeichen, oft sogar farbig schillernd, hervortraten.

Über den Charakter und die Herstellung des Damaszener oder Damaststahles sind jedoch meist nur Fachkreise unterrichtet. Ganz genau genommen verleitet übrigens die Bezeichnung Damaszener Klingen zu irrtümlichen Annahmen. Diese Klingen wurden nämlich hauptsächlich in Indien und Persien hergestellt. Damaskus, wovon der Name der Klinge abgeleitet wurde, war nur Haupthandelsplatz. Aus dieser Stadt wurden sie wahrscheinlich in der Zeit der Kreuzzüge nach Europa — in Deutschland vorwiegend nach Solingen — eingeführt. Auf seine ursprüngliche Herkunft deuten auch die Namen der verschiedenen Sorten und Arten von Damaststahl hin, wie Taban, Karataban, Karachorassan, Kaumhindi und Hindi.

Aber auch in Europa wurden schon seit der Wikingerzeit Klingen erzeugt, die den orientalischen Damastklingen in Aussehen und Güte ähnlich waren und die man daher später ebenfalls als Damaszener Klingen bezeichnete. Trotzdem muß man zwischen orientalischem und abendländischem Damaszener Stahl unterscheiden. Bei der Herstellung des echten orientalischen Damaszener Stahls in Indien und Persien handelt es sich um eine Art von Tiegelgußverfahren. Durch Variierung der Dauer des Schmelz- und Abkühlungsprozesses wurde das Schmelzgut in den Tie-

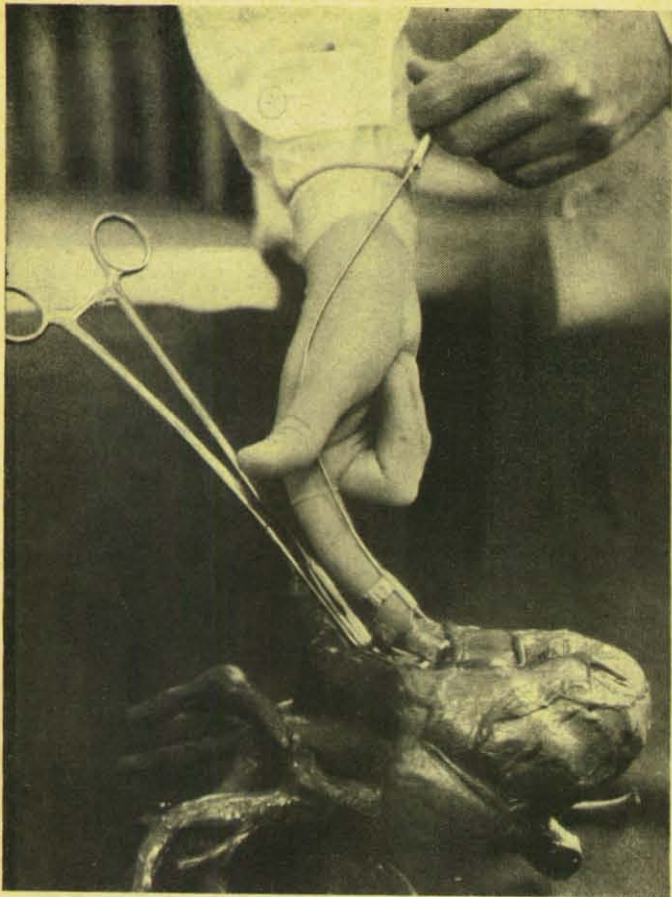
geln so beeinflußt, daß sich beim späteren Schmieden auf den Klingen verschiebende Muster erzeugen ließen, die durch ein Ätzverfahren in besonderer Schönheit hervortraten. Das orientalische Verfahren ist schwierig und der Erfolg von Zufälligkeiten abhängig.

Im Gegensatz hierzu wurde in Europa ein Schweißverfahren angewandt, bei dem Eisen- und Stahlstäbe zusammengeschnitten und geschmiedet wurden. Dieses Verfahren wurde jedoch nicht in der Absicht entwickelt, den orientalischen Damast wegen seiner Muster nachzuahmen, sondern lediglich, weil frühzeitig erkannt wurde, daß ein Zusammenschweißen und Verschmieden von Eisen und Stahl Klingen von höchster Härte und Zähigkeit lieferte. Mit Erfahrung und Geschicklichkeit gelang es auf diese Art, ebenfalls Muster in der Struktur des Stahles zu erzeugen, die sogar willkürlich variiert werden konnten.

Natürlich ist diese Art der Klingenerstellung außerordentlich zeitraubend und kostspielig. Auch der Materialverbrauch ist erheblich. Dies mögen auch die Gründe dafür sein, daß die Herstellung von Damaszener Klingen in Solingen und anderswo unaufhaltsam zurückgeht und Klingenschmied ein aussterbender Beruf ist. Der Damaszener Stahl ist für Waffen und Schneidwerkzeuge heute praktisch bedeutungslos geworden, da er sich infolge der Kostspieligkeit seiner Herstellung gegen Industrieerzeugnisse nicht behaupten kann. Der zivilisatorische Fortschritt, der hauptsächlich das Nützliche anstrebt, hat dieses kunstgewerbliche Handwerk zum Untergang verurteilt.



Ausgangspunkt der Herstellung einer Damaszener Klinge ist das Feuerschweißen. Dreihundertzwanzig bis dreihundertsechzig Schichten aus verschiedenen Eisen- und Stahlarten werden in einem Ofen bis zur Weißglut erhitzt. Dann werden die einzelnen Schichten unter dem mechanischen Hammer, der früher von einem Wasserrad betrieben wurde, fachgerecht zusammengeschnitten. Dieser schwierige Vorgang wird mehrere Male wiederholt, bis das Werkstück endlich die richtige Stärke hat und der überaus kritischen Prüfung des Meisters standhält.



Einer der jüngsten Zweige der Medizin ist die Herzchirurgie. Ein Arzt zeigt hier an einem Modell die Arbeit mit dem versenk-
baren Messer, das an der Fingerspitze des Chirurgen angebracht ist.

HEUTE:

Waffen heilen Wunden

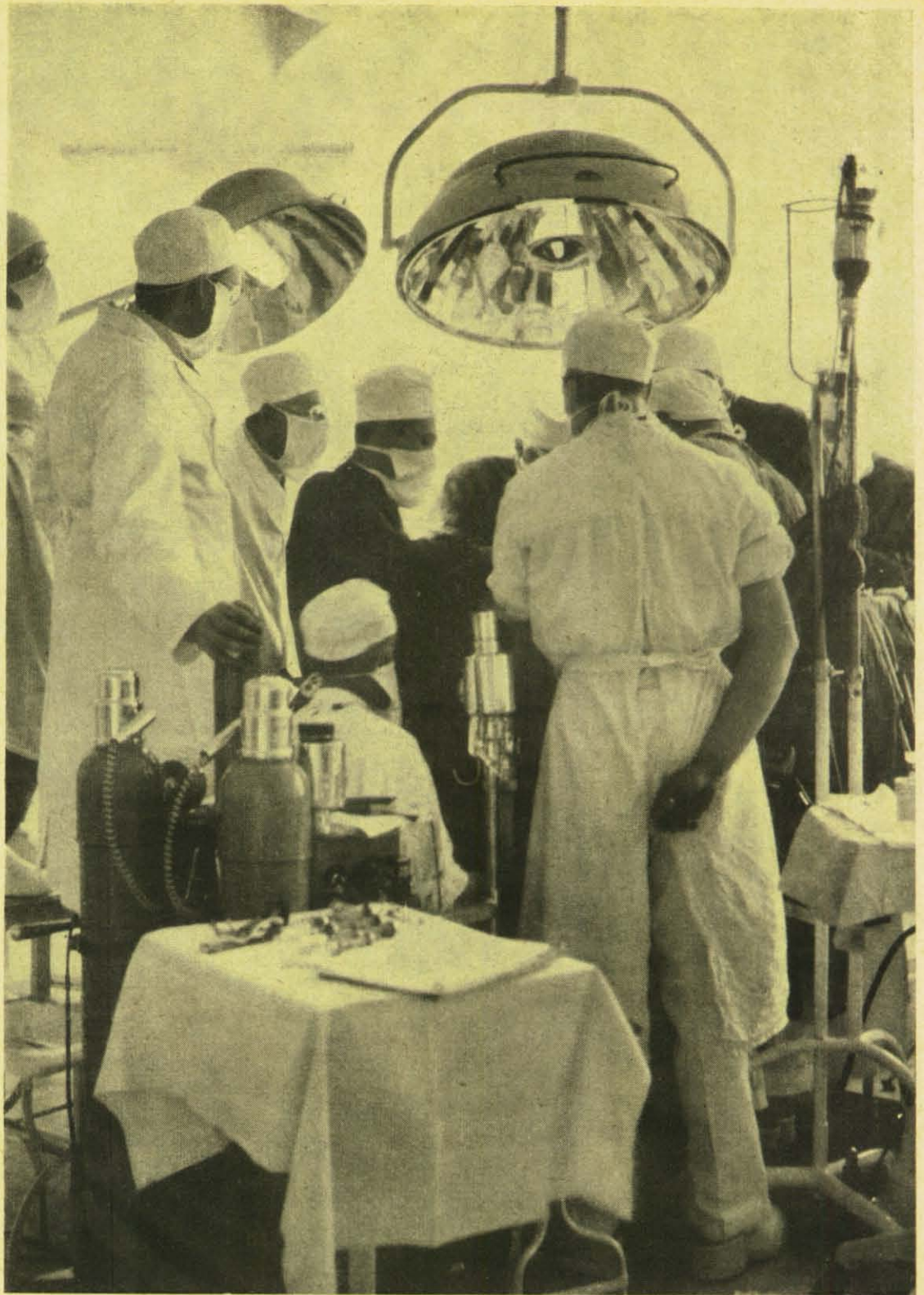
Die Medizin hat heute nicht mehr soviel Geheimnisse für den Laien wie in früheren Zeiten, als die Welt der Ärzte viel abgeschlossener war vom Leben des „Mannes auf der Straße“. Heute ist man „aufgeklärt“. Jede Zeitung veröffentlicht detaillierte Berichte über Krebsforschung und Kinderlähmung.

Aber nicht nur die Mediziner sind es, die ihre Kunst in den Dienst leidender Menschen stellen, sondern auch von den Herstellern chirurgischer Instrumente wird oftmals bahnbrechend auf dem Gebiet der medizinischen Technik gearbeitet. Gespannte und fast atemlose Stille herrscht in der sterilen und „ätherischen“ Atmosphäre des Operationssaales. In den Werkstätten der Instrumentenmacher glüht das Schmiedefeuer, kratzen die Feilen über blinkendes Metall.

Der Chirurgie-Mechaniker, der sozusagen „nach Maß“ chirurgische Instrumente und Apparate herstellt, muß nicht nur mit seinem eigenen Handwerk, sondern fast ebensogut mit der Anatomie des menschlichen Körpers Bescheid wissen wie der Arzt. Einfühlungsvermögen ist für ihn wichtige berufliche Voraussetzung, denn es geht darum, Anregungen der Ärzte in das technisch Mögliche zu übersetzen.

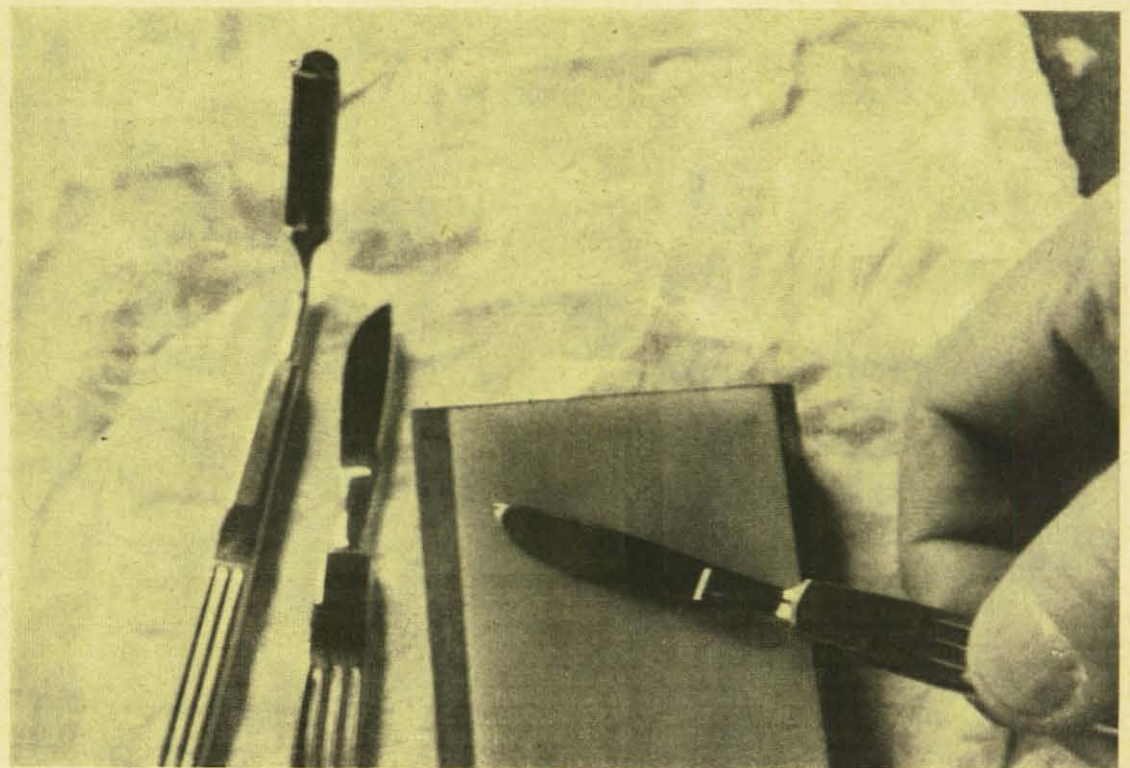
Die alte Waffenindustrie hat sich nun in den Dienst des Kampfes gegen die Krankheit gestellt. Von den konstruktiven Vorarbeiten auf dem Reißbrett bis zu den fertigen chirurgischen Instrumenten, die die Ärzte auf Grund ihrer Erfahrung für notwendig oder richtig halten, ist es ein weiter Weg. Anregungen angesehener Mediziner aus der ganzen Welt werden verwertet und, sobald sie klinisch erprobt sind, auf den Markt gebracht. Handwerkliches und technisches Geschick deutscher Spezialisten hat es ermöglicht, den nicht nur kriegsbedingten Vorsprung des Auslandes einzuholen. Auch neue Instrumente, selbst solche, die im Ausland entwickelt wurden, werden von Deutschland aus in alle Welt exportiert.

Aus hochwertigem Spezialstahl, der auf besondere Weise gehärtet ist, werden die Skalpelle für den Chirurgen handgeschmiedet. Bei dieser Präzisionsarbeit konnte die Maschine den Menschen nicht verdrängen. Ihren „letzten Schliff“ erhalten die scharfen Messer auf dem Ölstein, auf dem die Schneidfläche vor jedem neuen Gebrauch wieder abgezogen wird, denn von der Schärfe des Skalpells hängen Gesundheit und auch Leben vieler Menschen ab.



In der Welt des Operationssaals gibt es keine lauten Befehle. Jeder Handgriff muß „sitzen“, denn bei schwierigen Operationen geht es oft um Sekunden. Vor-

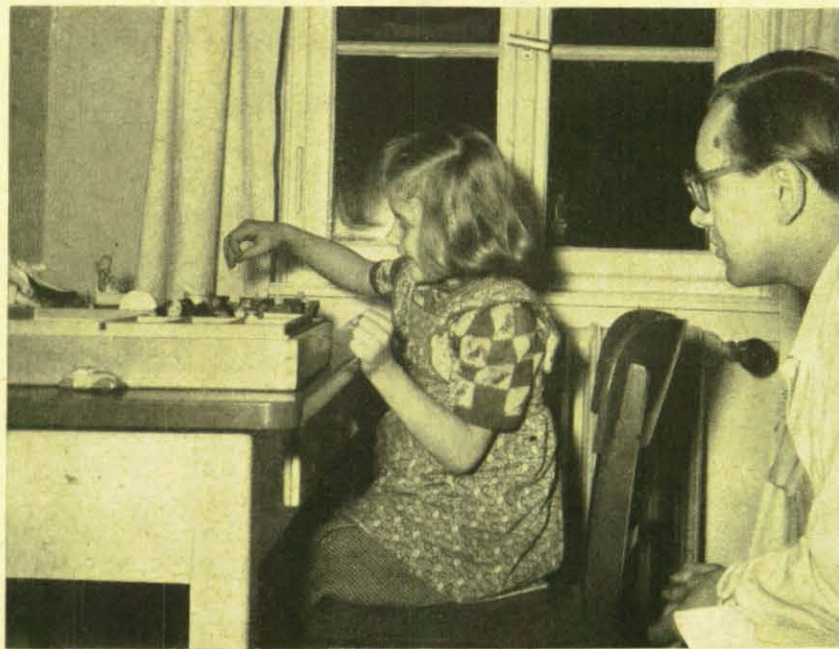
aussetzung für eine reibungslose Arbeit sind beste Instrumente. Oft nehmen Chirurgenmechaniker an Operationen teil, um ihre Instrumente zu beobachten.



LICHT und SCHATTEN in



Ein Sprung ins Freie ist dieser Sprung vom Schrank. Für Herbert geht es dabei um seelische Befreiung. Er war einziges Kind einer überängstlichen Mutter, die seine jugendhafte Unternehmungslust erstickt hatte. Dem Jungen war jegliches Selbstvertrauen abhanden gekommen; er galt als „feige“. Jetzt löst der Arzt diese Hemmung, indem er Herbert Mutsprünge vollführen läßt. Der Junge tut hier seinen Sprung in die Freiheit.



Völlig selbstvergessen spielt Ilse. „Das ist mal ein feiner Onkel Doktor“, denkt sie. Denn er hat sie vor einen Kasten mit Puppen gesetzt. Da gibt es Kinder und Erwachsene und die Geräte, mit denen sie umgehen. Ilse soll sie so gruppiert, wie es ihr Spaß macht. Endlich ist sie mit ihrem Werk zufrieden, und der Arzt besieht interessiert das, was Ilse da gruppiert hat. Schon während des „Spiels“ hat er sie durch eine Glasscheibe beobachtet, ohne daß sie es wußte, und hat schon aus der Art ihrer Handlungen wichtige Schlüsse gezogen. Aus der Verteilung der Figuren sieht der Arzt, daß Ilse sich zurückgesetzt fühlt, seit ein Baby in der Familie ist, dem alle Aufmerksamkeit gilt. Seitdem setzt sie sich durch allerlei Unarten in Szene, um bei den Eltern wieder eine Rolle zu spielen.

Erich hält es für Spiel und kleckst gern und munter drauf los. Er ahnt nicht, daß der Psychiater auf diese Weise Aufschlüsse über Erichs seelische Regungen gewinnt. Die Art des „Bildes“ verrät, ob Kinder an Hemmungen oder sonstigen ernsteren Störungen der seelischen Anlagen leiden.



Dieser Miniatur-Ringkampf, den zwei Jungen auf einer Matte austragen, die der Arzt in „Kindergröße“ anfertigen ließ, ist ein Stück Therapie. Der Psychiater wendet sie bei Kindern an, bei denen die häusliche Umgebung die Entfaltung ihrer Körperkräfte unterdrückt, weil Wettkampf mit anderen Kindern als „unartig“ galt. Hier wird das Versäumte geschickt nachgeholt.

der Kinderseele



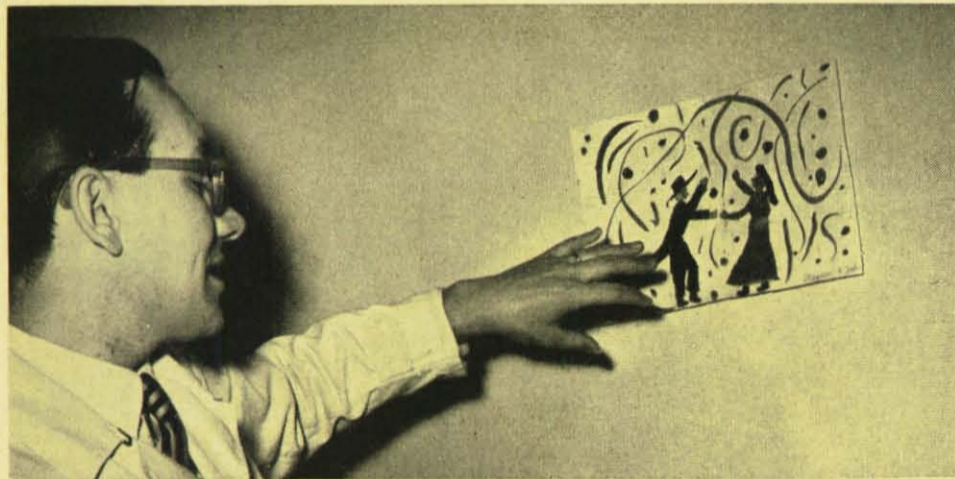
Das Tonband als Helfer: Die aufgenommenen Erzählungen der Kinder leiten die Behandlung.

In jeder Generation gibt es „Sorgenkinder“, Kinder, an denen die Eltern keine rechte Freude erleben.

Das Kind hat allerlei Unarten, verhält sich trotzig ablehnend, kaut beharrlich an den Nägeln, neigt zu Lüge-ereien. Zunächst gehen die Eltern forscheran: „Das werden wir ihm schon abgewöhnen.“ Leider ist mit Forsche da gar nichts zu machen — im Gegenteil: die Kinder werden verschlossen, ziehen sich ganz in sich zurück und werden völlig unzugänglich und so gehemmt, daß es zu ernsthaften Störungen in der Charakterentwicklung und zu der berüchtigten „Schwererziehbarkeit“ kommt.

Ein junger Arzt, dessen ganzes Herz solchen schwierigen Kindern gehört, Dr. Dr. Walter Schraml, hat bei Würzburg ein Heim für schwierige Kinder eröffnet, das er nach modernen psychiatrischen Gesichtspunkten leitet.

Vor allem ist es wichtig, sich ein Bild darüber zu verschaffen, wo der Angelpunkt des „Andersseins“ liegt. Da Kinder im Spiel am meisten aus sich herausgehen, benutzt Dr. Schraml Spiele, um Aufschluß über das Wesen seiner Schützlinge und Anhaltspunkte für die Umerziehung zu gewinnen.



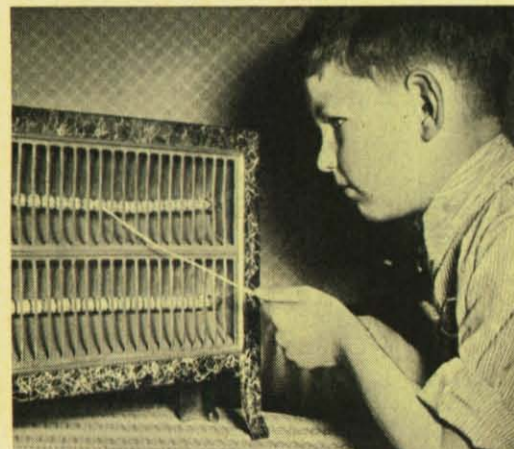
Hier darf man auf gute Entwicklung hoffen. Die Zeichnung läßt diesen Schluß zu. Der Kinder-Psychotherapeut Dr. Dr. W. Schraml schließt aus der Art, wie Kinder um zwei Hauptfiguren den freien Raum ausfüllen, auf ihre Seelenlage. Bedenklich ist, wenn die Ausfüllung unharmonisch verläuft. Wenn Kinder Ornamente in eine Ecke klemmen, deutet das auf verklemmtes Wesen.

Nützliche „Spielereien“



Mutter ist völlig verstört. „Unser Peter — so ein Rohling.“ Dabei hat er weiter nichts verbrochen, als daß er zu seinem geliebten Indianerspiel geeilt ist, fünf Minuten nachdem die Mutter ihm unter Tränen erzählt hat, daß seine Tante ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Peter liebt Tante Lotte, es tut ihm leid, daß sie Weh-Weh hat. Aber Kinder seines Alters leben ganz der Gegenwart. Und die heißt für ihn im Augenblick: Indianerspiel. Eltern dürfen daraus nicht schließen, daß ihr Kind gefühlsroh ist. Die Jahre zwischen 8 und 12 sind dadurch gekennzeichnet, daß sich in ihnen das Realitätsgefühl herausbildet, das heißt, daß die Zeit der Märchenvorliebe jetzt abgelöst wird durch eine Hinneigung zur gegenständlichen Wirklichkeit. Es ist kein Egoismus, wenn sie in diesen Jahren den Kummer und die Sorgen der Erwachsenenwelt gar nicht recht zur Kenntnis nehmen. Sie durchleben eine Phase, die zur Heranbildung einer gesunden Selbstbehauptung im späteren erwachsenen Leben gehört. Sie darf nicht unterdrückt werden.

Gefährliche „Spielereien“



Gefährliche Experimentierlust treibt Heinz, der ein Weilchen unbeaufsichtigt zu Hause ist, zu einem riskanten Spiel. Mit einem Draht stößt er am Heizöfchen herum. Noch ist er nicht darauf gekommen, den Ofen einzustöpseln — noch kann nichts passieren. Aber wer weiß, was ihm noch so einfällt. Zur Erziehung gehören nicht nur Ermahnungen, sondern auch die Umsicht, alles für ein Kind Gefährliche und Schädliche auszuschalten.

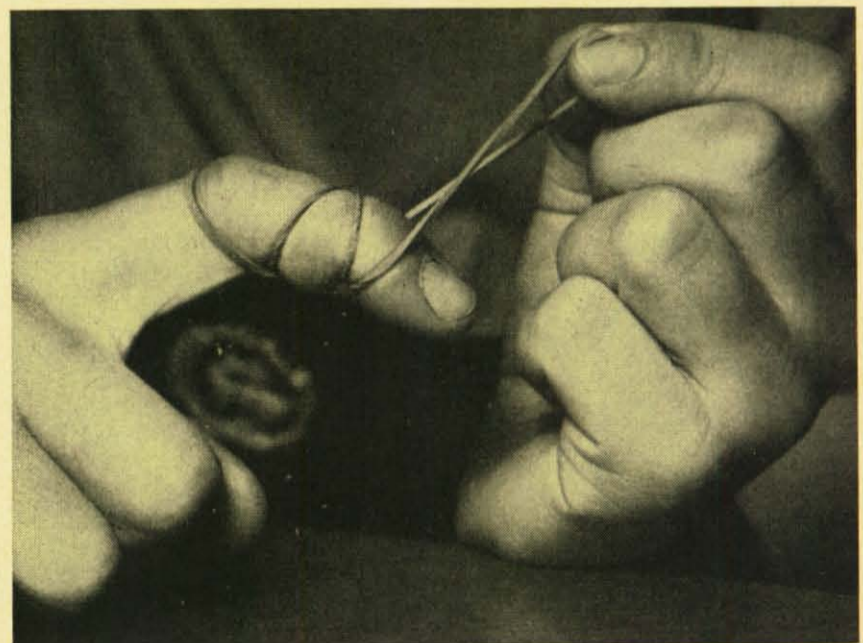
Manche Kinder sind gar keine echten Sorgenkinder — man könnte eher von den „Sorgeneltern“ sprechen. Mitunter liegt weiter nichts vor als eine falsche Vorstellung, die sich Eltern von Kindern machen. Sie sehen in ihnen Miniaturausgaben von Erwachsenen und bedenken nicht, daß das Kind einige natürliche Phasen durchläuft, von denen jede ihre Eigenheiten hat.

Das Kleinkind, selbst rundlich gebaut, erlebt auch seine Umwelt kurvig. Es fällt ihm schwer, schnurgerade auf etwas zuzugehen. Für das Erwachsenenauge nehmen sich seine Wege oft als Umwege aus.

Das dritte bis sechste Lebensjahr bringt die Entfaltung des eigenen Willens. Was dem Kinde als Trotz ausgelegt wird, sind oft nur verfehlte Versuche, die neue Fähigkeit des Wollens auszuprobieren.

Das achte bis zwölfte Lebensjahr entwickelt die Beziehungen zur realen Umwelt. Sehr leicht wird dem Kinde als Egoismus angekreidet, was ein notwendiges „Versuchsstadium“ für die wertvolle Eigenschaft des Selbstvertrauens ist.

Solche Verkennungen führen pädagogisch nicht selten zur Verdüsterung der kindlichen Seele. In schwierigen Fällen kann nur ein Psychiater die Erhellung herbeiführen, die für das ganze spätere Leben entscheidend ist.



Gummischnürchen verlocken zum Spielen. Und Mutti dachte sich gar nichts dabei, als sie sie ihrem Liebling überließ. Freilich konnte sie nicht ahnen, daß Hans gerade darauf verfallen würde, sich mit dem Gummikördelchen den Finger abzuschneiden, bis er so interessant weiß und blaß wurde. Zum Glück kam sie dazu, ehe sich verhängnisvolle Folgen eingestellt hatten und der Finger völlig blutleer und abgestorben war. Kinder wollen ihre Umwelt entdecken und alles selbst ausprobieren. Erwachsene müssen sich sehr sorgfältig in die Welt und die Vorstellungen der Kinder versetzen, um vorsorglich alles fernzuhalten, was die Gesundheit oder gar das Leben der Kinder in Gefahr bringt. Man kann nicht genug Umsicht und Phantasie auf vorbeugende Überlegungen verwenden.

ZB -film

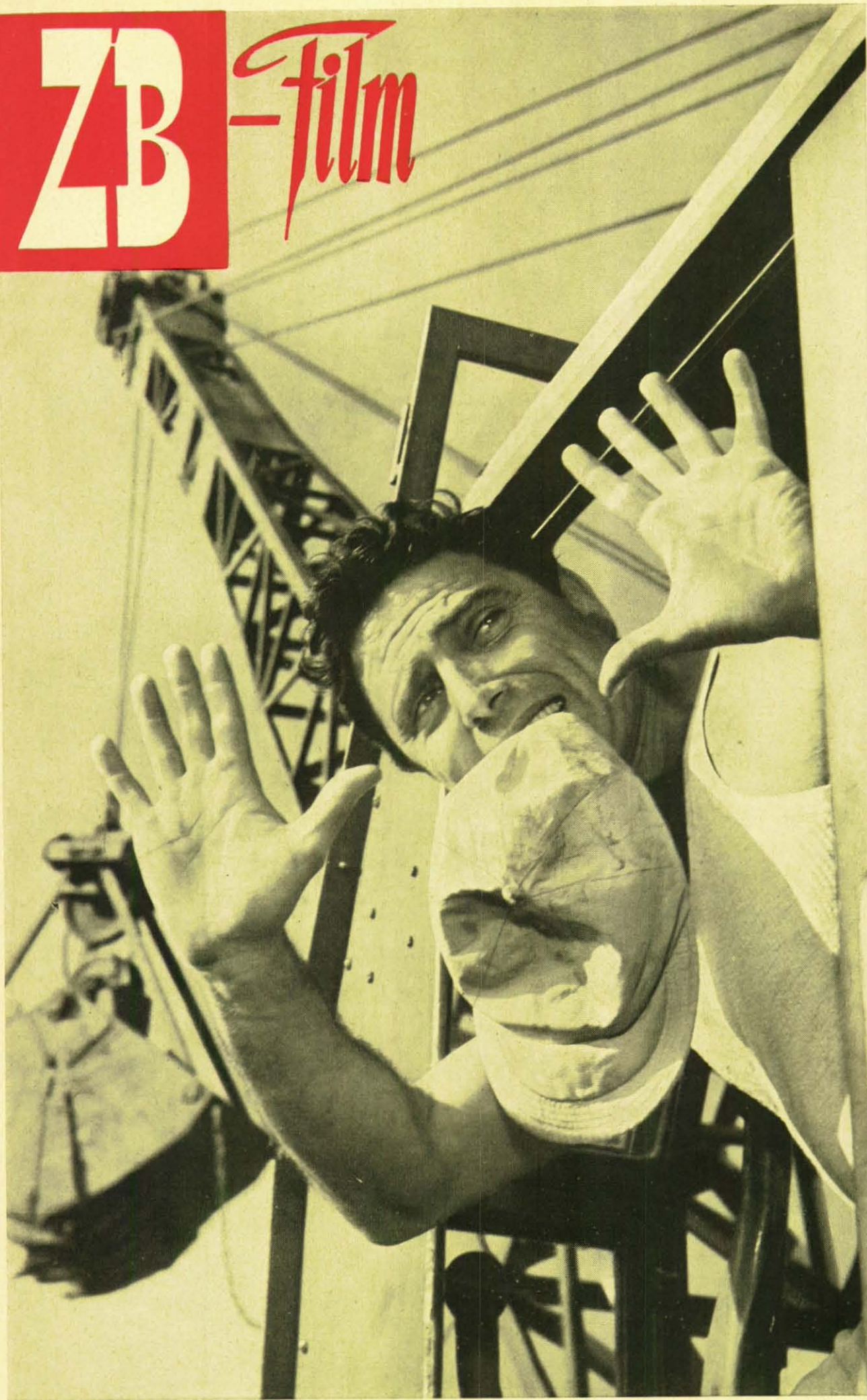


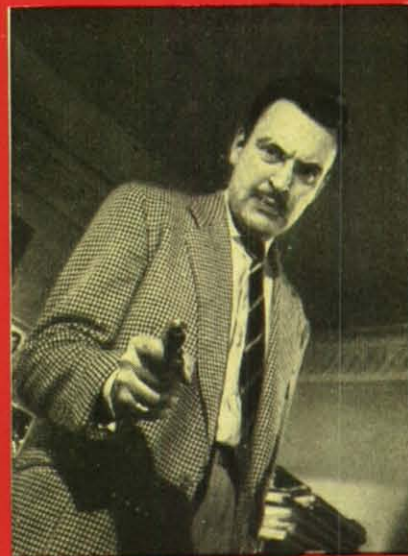
Foto: Gabriele/Bavaria/Schorchfilm

Baggerführer Arthur Streckmann

ist einer der vier Männer um das Bauernmädchen „Rose Bernd“ in dem gleichnamigen Film, der in Geislagsteig nach dem Bühnenstück Gerhart Hauptmanns gedreht wurde. Raf Vallone spielt den kraftstrotzenden animalischen Kerl. Rose (Maria Schell) fühlt sich zu Streckmann hingezogen und zugleich abgestoßen von seiner Gefühllosigkeit. Für diesen Mann gibt es keine tiefere Empfindung, kein zärtliches Verständnis. Noch kann das einfache Mädchen sich seiner erwehren. Als sie jedoch von dem Gutsherrn, bei dem sie Magd ist, ein Kind erwartet, fühlt

Streckmann seine Zeit gekommen. Er weiß um das Geheimnis des Mädchens und erscheint mit gespenstischer Regelmäßigkeit jede Nacht vor ihrem Fenster. In ihrer Verzweiflung bietet Rose ihrem Peiniger ihr Sparbuch an, damit er sie in Ruhe lasse. Streckmann lacht sie aus. Vergeblich versucht Rose, einen Strich unter ihre Vergangenheit zu machen. Als einzige Möglichkeit, dem Kind einen Namen zu geben, erscheint ihr die Heirat mit dem schwächlichen August Keil, der schon lange um ihre Hand anhält. Auch diesen Traum macht Streckmann brutal zunichte.

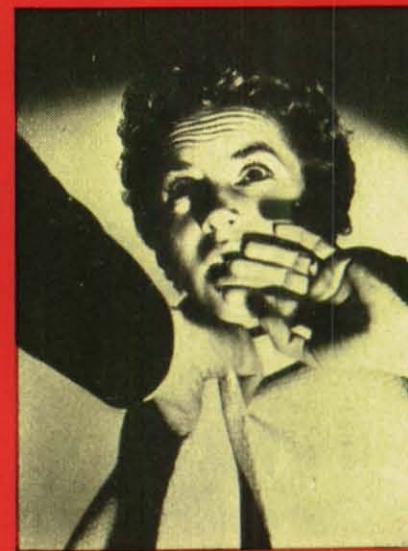
KRONZEUGE GESUCHT



EIN SKRUPELLOSER MÖRDER ist Wade (Donald Sinden). Bei einem Raubüberfall wird er durch Zufall von einer Frau überrascht. Er verfolgt sie durch die dunkle Stadt. Vor Entsetzen rennt die junge Frau vor einen Autobus. Verletzt wird sie ins Krankenhaus gebracht. Als Wade erfährt, daß sie mit dem Leben davonkommen wird, bereitet er ihre Ermordung vor.



VOLLER MITLEID für die leidenden Patienten ist die junge Krankenschwester (Bellinda Lee). Sie ist es auch, die die unglückliche Zeugin des Raubüberfalls gesundpflegt. Somit steht auch sie dem Mörder im Wege. Zu spät erkennt sie in dem Mann im Arztkittel und der Operationsmaske einen Fremden. Sie wird im Abstellraum gefesselt und geknebelt.



AUS DEM BETT GEHOLT hat Wade sein krankes Opfer. Während die Krankenschwester unschädlich gemacht ist und ein junger Mann verzweifelt nach seiner Frau Lucie sucht, befindet sich diese in der Gewalt des Mörders, der sie mit einem Kissen ersticken will. Murriel Pavlow spielt die um ihr Leben bangende Frau erschütternd. Fotos (3): J. A. Rank-Film